

FRIKTIONEN

Beiträge zu Politik und Gegenwartskultur

Ausgabe 11/2010

Schöner Wohnen

Photo: Diana Hofmann

Editorial	S. 2
Verantwortung im 21. Jahrhundert	S. 3
Monaden (Miss Harmlos)	S. 8
Kommunikationsversuche I	S. 14
Wie Peter Petersen in Potsdam von der Polizei penetriert wurde (Daniela Henker)	S. 15
Tagebuch aus dem Pflegeheim für frustrierte Intellektuelle, Teil VIII	S. 16
Manager brauchen keine leichten Aufgaben	S. 25
Rezensionen (Thomas Glatz)	S. 25
Aus dem Plattenarchiv	S. 33

Editorial

Hallo Zusammen,

ein schöner Jahresstart für die Friktionen. Die engagierte Teilnahme von wunderbaren Autoren geben dieser Ausgabe einen eher literarischen Touch. Miss Harmlos mäandert sich durch eine Bestandsaufnahme der Jetztzeit, Thomas Glatz übernimmt diesmal die Buchrezensionen und Daniela Henker steuert wieder eine jener schmutzigen, kleinen Geschichten bei, die das Potential haben, einem den Tag zu versüßen.

Nach wie vor gilt die Einladung für ‚Friktionen‘ zu schreiben, zu zeichnen oder zu fotografieren. Wem's gefällt kann das Magazin per Newsletter bei friktionen@web.de abonnieren.

München, März 2010

Impressum:

Friktionen erscheint in unregelmäßigen Abständen in elektronischer Form.

Herstellung, Redaktion, Beiträge und Verantwortlicher im Sinne des Presserechts:
Matthias Hofmann
Perhamerstr. 32
80687 München

Verantwortung im 21. Jahrhundert

Max Weber, Jean-Paul Sartre und die Managementliteratur

Jede Zeit hat ihre Schlagworte. Begriffe anhand derer man – meistens rückblickend – die geistige Verfasstheit einer Ära zumindest teilweise entschlüsseln kann. Rückblickend vor allem deswegen, weil in der jeweiligen Phase die Begriffe so tief in das Denken eingelassen sind, dass eine geistige Distanzierung bzw. Analyse oft schwierig erscheint. Um ein geflügeltes Wort von Hegel zu strapazieren: ‚die Eule der Minerva beginnt erst mit der einbrechenden Dämmerung ihren Flug‘.¹ Ihm war der ‚Geist‘ einer Zeit, ein Phänomen, das sich durchaus in Institutionensystemen sichtbar und objektivierbar werden konnte. Aus dieser Perspektive scheint ein klärender Blick auf das Heute also zwangsweise verstellt, eine Entschlüsselung nur schwer möglich, erst recht, wenn man neben dieser methodologischen Vorstellung auch noch den aktuellen Debatten über eine hochkomplexe, pluralistische bzw. individualisierte Welt nachgibt. In all der dort postulierten Buntheit scheint aber ein Debattenzusammenhang hervor, der wohl einen Kern des allgemeinen Denkens jenseits der Versprechen der klassischen Moderne ausmacht. Es geht hier um all jene Gedankengebäude, die sich um den Begriff der Verantwortung gruppieren, oder präziser gesagt, um die Figur der Eigenverantwortung, die quasi als vermeintliche Zwangsermächtigung des Individuums durch diverse Diskurse des Zeitgeistes wabert. Das Präfix ‚eigen‘ ist dabei ein vergleichsweise neues Moment, wenn man der Karriere des Begriffs nachgeht. Eine große Unterscheidung bei dem Versuch ethische Strukturen zu fassen steht am Anfang des 20. Jahrhunderts für ein beginnendes Interesse am Begriff. Der Nationalökonom und Soziologe Max Weber unterschied zwischen einer sog. ‚Gesinnungsethik‘ und einer ‚Verantwortungsethik‘.² Seine Überlegungen zu diesem Thema sollten dabei vor allem als Orientierungsgerüst für Führungsfiguren dienen. Die Frage der Verantwortung war aus seiner Sicht für jene interessant, die über Machtmittel verfügten, um weitreichende Entscheidungen treffen zu können und zu müssen. Ihm ging es um die moralischen Grundlagen des Handelns genau dieses Personenkreises. Während sich die Gesinnungsethik in diesem Zusammenhang von Prinzipien, einer definierten Weltsicht und einem klaren Wertekanon leiten lässt, geht es der Verantwortungsethik um ein Vorgehen, das die absehbaren Folgen des Handelns zum Maßstab der Entscheidung macht. Weber votiert über weite Strecken seiner Argumentation für diese Ausgestaltung einer Moral, die dann vor allem eine Elitenverantwortung für andere ist. Diese Denkfigur setzt vor allem eins voraus: die Fähigkeit einer angemessenen Folgenabschätzung verschiedener Optionen. Wissen und Urteilsfähigkeit als Basis einer Moral, die damit implizit die Begreifbarkeit der Welt als Vorannahme in ihre Überlegungen mit hinein nimmt. Für Max Weber stellte das wohl noch kein Problem dar. Verantwortung betraf nur wenige. Die Schlichter-eien des ersten Weltkrieges hatten die Idee einer positiven Verbindung von Natur- und Gesellschaftsbeherrschung, Fortschritt und Wissen noch nicht tiefgreifend genug diskreditiert. Der Verantwortung der Eliten stand dabei eine unterstellte Verantwortungslosigkeit der Massen gegenüber. Die Bürokratie

¹ Georg Wilhelm Friedrich Hegel – Grundlinien der Philosophie des Rechts, Hamburg 1995 (1821), S. 17. Es geht hier mit der Eule um das Tier, das der römischen Göttin Minerva, der Schutzgöttin der Dichter und Lehrer, zugeordnet war. Die Dämmerung erzeugt hier das Bild einer zu Ende gehende Phase der Gesellschaftsentwicklung.

² Vgl. Max Weber – Politik als Beruf, Stuttgart 1992 (1919), S. 70.

erschien Weber als der Höhepunkt der Rationalität, gerade weil sie ausschließlich dem außerhalb des Apparats gesetzten Rechts zu folgen hatte. Die Ethik der Verwaltung war eine des Gehorsams gegenüber der Legalität.

Eine Fortsetzung dieser Vorstellungen findet sich in den Veröffentlichungen Joseph Schumpeters, einem politischen Theoretiker und Wirtschaftswissenschaftler aus der Zeit zwischen den Weltkriegen. Er folgt Webers Verantwortungsthese und seiner Bürokratisierungskritik, allerdings schon explizit kapitalistisch gewendet. Der visionäre und handelnde Industriekapitän ist ihm der Treiber gesellschaftlicher Veränderung wider der Bürokratisierung schlechthin. Ein solches Bild rechtfertigt sowohl Status- als auch Einkommensunterschiede, vor allem, wenn man, wie er, der These anhängt, dass die dafür notwendigen charismatischen Führungsqualitäten nur bei Wenigen zur Verfügung stehen. Für Schumpeter ist die Fähigkeit des Führens eine zufallsverteilte Fähigkeit ohne sozialen Entstehungshintergrund. Demokratie kann dann folgerichtig nur noch Elitenkonkurrenz heißen.³

Die radikalisierte Verantwortung in der Mitte des 20. Jahrhunderts

Die Katastrophe des Nationalsozialismus mit seinem verwalteten Massenmord erzeugte hier neue Denkmodelle. Der französische Existenzialismus kann geradezu als eine Widerstandsphilosophie gegen die Verbrechen der Nazis in Europa gelesen werden. Der französische Philosoph Jean-Paul Sartre radikalisierte in diesem Zusammenhang die Figur der Verantwortung durch eine radikale Ausweitung dieser Idee auf zwei Ebenen. Verantwortung als Topos der Elite hatte versagt, sie sollte im Existenzialismus ein Thema für jeden einzelnen werden. Darüber hinaus konnte die Beschränkung auf absehbare Handlungsfolgen als Maßstab einer Entscheidung in einer überwältigenden Besatzungssituation nur zur Konsequenz der Anpassung führen. Radikale Verantwortung als eine Zuschreibung aller Folgen auf den Handelnden war hier das Gegenmodell. Verantwortung als Treiber ständiger Selbstüberschreitung. In der etwas sperrigen Formulierung Sartres: das An-sich-sein drängt ins Für-sich-sein (Der Mensch, der man ist, drängt zu dem Menschen, der man sein könnte).⁴ Im Umkehrschluss bedeutet diese extreme Verantwortung auch gleichzeitig eine radikale Freiheit, die der Einzelne besitzt, der er aber auch unentrinnbar unterworfen ist.

Die neoliberale Verantwortung des Einzelnen

In seiner Zeit verlangte Sartre wohl etwas viel vom Einzelnen. Die Figur einer solch umfangreichen Handlungsermächtigung diffundierte kaum aus den Salons der Bohemiens in die Breite der Gesellschaft. Sartre selbst versuchte sich in den sechziger Jahren dann an der Versöhnung seines Existenzialismus mit den Denkmodellen des Marxismus und schwenkte damit zumindest teilweise auf die Konfliktlinie ein, die die sechziger und siebziger Jahre bestimmten. In einer Zeit gesellschaftlicher Entwicklung, in der die ursprünglich globalen Heilsversprechen marktwirtschaftlich orientierter Systeme in den Hintergrund rückten und die Legitimität dieser Regierungsformen über nationale

³ Vgl. William E. Scheuermann – Die politische Theorie konkurrierender Eliten: Joseph Schumpeter, in: Brodocz, André / Schaal, Gary S. – Politische Theorien der Gegenwart I, Opladen 2002, S. 399-438.

⁴ Vgl. die sehr transparente Darstellung bei Hans-Martin Schönherr-Mann – Sartre. Philosophie als Lebensform, München 2005, S. 21ff.

Umverteilungszugeständnisse hergestellt wurde, spielte ‚Verantwortung‘ oder gar die radikalisierte ‚Eigenverantwortung‘ trotz der Emanzipationsbemühungen der sozialen Bewegungen eine eher untergeordnete Rolle. Die Erosion dieser Konstellation unter den weltwirtschaftlichen Bedingungen der achtziger Jahre des 20. Jahrhunderts konfrontierte die Menschen der Industrienationen in gewendeter Form dann wieder neu mit der ‚Verantwortung‘. Sie begegneten ihr in den beiden Sphären, in die die bürgerliche Gesellschaft ihr Leben seit dem 19. Jahrhundert zerlegt hatte: in der Privaten und der Beruflichen.

Einerseits verlagerten die Staaten im Rahmen eines Rückzugs aus der Sozialpolitik Lebensrisiken wieder auf den Einzelnen. Andererseits suchten neue Managementsysteme in den Unternehmen den Weg aus den rationalen Bürokratien Max Webers hin zu mehr Flexibilität und verbesserter Koordination komplexer Systeme durch Aktivierung ihrer Mitarbeiter. Die Figur der ‚Eigenverantwortung‘ zur geistigen Durchsetzung dieser Tendenzen als Haltung bei den Mitarbeitern spielte und spielt hier eine zentrale Rolle. Die Umgestaltung der sozialen Regulationsmechanismen in den Industriestaaten in den letzten 25 Jahren hat das Individuum auf eine Weise freigesetzt, in der die Aufforderung zur ständigen Entscheidung als grundsätzliche Kompetenz für ein erfolgreiches Leben eingefordert wird, und ein Scheitern an dieser Forderung Marginalisierung legitimiert. Max Webers Bürokratisierungsthese als Tod der Freiheit und vor allem als Hinderung an der wie auch immer verstandenen wirtschaftlichen Effizienz wird hier als *summum malum* hypostasiert, um eine kapitalistische Leistungsgesellschaft und ihre Verteilungsunterschiede zu rechtfertigen.

Leben wir damit heute in einer eigenverantworteten Gesellschaft? Und wenn ja, was heißt das? Sucht man den Weg zurück zu Weber und Sartre, so zeigt sich Verantwortung hier als ethisches Gestaltungsprinzip. Es ist eine Aufforderung zum Handeln unter Berücksichtigung der Gegebenheiten der Welt, ein Weg zur Realisation des Für-sich-seins. Hier scheint einerseits die philosophische Basis des Begriffs an sich brüchig geworden zu sein – ein Problem, das schon bei der Bewertung der Überlegungen Max Webers aufscheint. Andererseits erscheint Verantwortung insbesondere in ihrer Ausgestaltung als Eigenverantwortung zunehmend weniger als moralische Figur in der gesellschaftlichen Rezeption, sondern mehr als ein von außen eingeforderter Mechanismus zur Selbststeuerung.

Verantwortung ohne Übersicht über Folgen?

Verantwortung als Formen des Handelns, das immer auch mögliche Folgen als *Maxime* von Entscheidungen setzt, wirkt auf den ersten Blick einleuchtend, kämpft aber durchaus mit Problemen, wenn man moderne Debatten der Erkenntnistheorie in die Überlegungen mit einbezieht, denn die Möglichkeiten des Einzelnen die Folgen des eigenen Tuns abzuschätzen sind durchaus begrenzt. Hier trifft die Vorstellung von einer Welt, in der vorausschauendes Tätigsein in einem weiterem Rahmen möglich ist, auf prinzipielle Einwände, die Handeln als eine menschliche Tätigkeit auffasst, die tief in das Beziehungsgefüge mit anderen Menschen und deren Handlungsschemata eingelassen ist, oder wie die politische Philosophin Hannah Arendt es formuliert: ‚Da handeln immer auf zum Handeln begabte Wesen trifft, löst es niemals nur Re-aktionen aus, sondern ruft eigenständiges Handeln hervor, das

nun seinerseits andere Handelnde affiziert.⁵ Das führt sie unweigerlich zu der Feststellung, ‚[...] dass niemand die Folgen der eigenen Tat je voll übersehen kann.‘⁶ Damit gerät aber auch die Zurechnung von Ergebnissen in eine Krise: ‚Aber die Kraft dessen, der die Initiative ergreift [...] kommt nur in dieser Initiative und dem in ihr übernommenen Risiko zur Geltung und nicht in der tatsächlichen Leistung.‘⁷ Die tägliche Lebenspraxis ist dabei trotzdem auch eine Suche nach Wirkmechanismen der realen sozialen Konstellationen, wenn auch unter erschwerten Bedingungen. Sie muss prinzipiell ungeschlossen bleiben, sie hat kein Ende. Eine Schließung dieses Prozesses im Sinne einer unhintergehbaren Strategie ist nicht möglich. Es bleibt die Erkenntnis, dass die Spielregeln und Regulationen des Alltags neben verschiedensten Optionen der Verweigerung auch Ambivalenzen enthalten und Möglichkeiten des Umgangs mit den eigenen Setzungen abgeglichen werden müssen.

Ergänzt man diese grundsätzlichen Überlegungen noch um den Aspekt einer Welt, in der Komplexität und Handlungsverflechtungen (die der Soziologe Norbert Elias Figurationen nennen würde⁸) zunehmen, so bleibt die Erkenntnis, dass Verantwortung als ein Ruf in die Folgenabschätzung mit dem

Spruch des Monats
Ich geh jetzt aufstehen!

Problem einer komplexen, ergebnisoffenen Welt an sich zu kämpfen hat. In die Alltagswahrnehmung ist dabei sehr wohl die Erkenntnis eingelassen, dass bei der Mög-

lichkeit der Vorausschau Grenzen existieren. Der Umfang dieser Grenzen ist dabei ein Gegenstand ständigen Aushandelns, konkret: die oft gehörte Phrase ‚das hätte er oder sie doch wissen müssen‘ bei der Beurteilung des Handelns anderer enthält damit unterschwellig eine Einschätzung zur Reichweite der jeweiligen Verantwortung. Wenn das mit dem Urteil einhergeht, dass er oder sie es zwar hätte wissen müssen, aber ‚offensichtlich‘ dazu nicht in der Lage ist oder war, ist die Frage nach der Verantwortungsfähigkeit nicht weit. Im Zweifelsfall kann eine abschlägige Beurteilung in diesem Punkt bei der heutigen Wertschätzung des Konzepts zum persönlichen Problem werden.

Zum Problem wird Verantwortung auch dann, wenn Folgen zwar unter Umständen absehbar sind, aber in ihrer enormen Reichweite eigentlich nicht ‚verantwortet‘ werden können. Es gibt Technikagglomerationen oder auch Sozialinstitutionen, die Positionen bereitstellen, deren Handlungsfolgen über Schadenspotentiale verfügen, die die Dimensionen vergangener Gesellschaftsformationen bei weitem übersteigen. Anhand dieser Konstellation lässt sich die Frage nach den Konsequenzen von Verantwortung besonders gut stellen. Solange Verantwortung ein moralisches Prinzip der Haltung des Einzelnen zur Welt ist, stellt es eine Art der Herangehensweise dar. In dem Moment, in dem gesellschaftlich eingefordert wird ‚zu den Konsequenzen zu stehen‘, stellt sich die Frage, was damit konkret gemeint ist. Was heißt zu den Konsequenzen stehen, die Verantwortung zu übernehmen, wenn man im AKW den falschen Knopf gedrückt hat? Geht es dann um das öffentliche Bekenntnis ‚ich wars‘, um eine ritualisierte Schuldübernahme, die schon in den Überlegungen Friedrich Nietzsches eine ganz eigene gesellschaftliche Funktion hatte: ‚Jeder Leidende nämlich sucht instinktiv zu seinem Leid eine Ursache; genauer noch, einen Thäter, noch bestimmter, einen für Leid empfänglichen schuldigen Thäter , -

⁵ Hannah Arendt – Vita Activa, München 2001 (1967), S. 237.

⁶ Hannah Arendt – Vita Activa, München 2001 (1967), S. 239.

⁷ Hannah Arendt – Vita Activa, München 2001 (1967), S. 236.

⁸ Vgl. Norbert Elias – Über den Prozeß der Zivilisation, Hamburg 1976 (1995), S. XIIIff.

kurz, irgend etwas Lebendiges, an dem er seine Affekte thätlich oder in effigie auf irgend einen Vorwand hin entladen kann: denn die Affekt-Entladung ist der grösste Erleichterungs- nämlich Betäubungs-Versuch des Leidenden, sein unwillkürlich begehrtes Narcoticum gegen Qual irgendwelcher Art.⁹ Hier scheint die religiöse Dimension des Schuldbegriffes und von Schuldzuweisungen auf, eine Art implizites Büßen, insbesondere wenn das Problem über die Vorstellung juristisch geprägter Wiedergutmachung hinausgeht – und das ist in fast allen Fällen weitreichender Funktionszusammenhänge der Fall. Lehmann-Vorstände können die Vermögensschäden nicht wieder gut machen im materiellen Sinn. Ist Verantwortung dann die Bekenntnis dazu, im Zweifelsfall ein gesellschaftliches Büßerritual durchzuführen – zur Erleichterung und Erlösung aller?

Management by Verantwortung

Für die alltagskonkrete Verwendung der ‚Verantwortung‘ spielen diese Überlegungen eigentlich keine Rolle. Der Wille zur Verantwortung ist eine *conditio sine qua non* für jede erfolgreiche berufliche Tätigkeit – so die allgemeine Meinung. Hier scheint es denn auch nicht um Ethik zu gehen, wie noch bei Max Weber, sondern um Selbsttechniken, die ein folgenorientiertes ‚Kümmern‘ um das eigene Arbeitsfeld herstellen sollen. Die Lächer, die die lange Zeit so erfolgreichen bürokratischen Systeme mit ihren am Allgemeinen orientierten Regelungen in komplexen Situationen immer wieder aufreißen, sollen hier durch den einzelnen Mitarbeiter geschlossen werden und zwar, weil er es selbst so will, nicht weil er es als Teil seiner Arbeit muss. Es geht also um einen Legitimationsdiskurs, der schlicht neue Verhaltensformen als Teil geänderter Betriebsorganisationen in der Industrie durchsetzen will. Dieser Ansatz ist insofern interessant, weil hier der Appell an die Selbstverantwortung ein Versuch ist, diese Figur als reine Selbsttechnik der Angestellten zu aktivieren, als eine Art Management im Kleinen. Man verantwortet sich selbst und sein Bild als Leistungsträger und karrierefähiger Angestellter. Diese Haltung und ihre Umsetzung wird Voraussetzung zur Teilnahme am Feld der Arbeit. Hier werden Vorstellungen, die typischerweise dem gut ausgebildeten Selbstständigen zugeschrieben wurden, auch auf große Teile der abhängig Beschäftigten ausgeweitet und zur Voraussetzung zur Teilnahme gemacht. Managementbücher rücken diese Figur teilweise in das Zentrum der Argumentation, um Organisationen für die Herausforderungen der globalisierten Zeit ‚fit‘ zu machen.¹⁰

Aus gesellschaftspolitischer Sicht spielt die ‚Eigenverantwortung‘ insofern eine neue und gewichtigere Rolle, weil mit dieser Argumentationsfigur die Entstaatlichungstendenzen in der Sozialpolitik legitimiert werden sollen. Die Tatsache, dass unter den Bedingungen der Globalisierung Spielräume für Umverteilungsaktivitäten vermeintlich enger werden, wird der Einzelne unter einem ähnlichen Topos wie in der Industrie in die Verantwortung für die Absicherung eigener Lebensrisiken gerufen. Ein Ruf, der sich allerdings nicht in Gehaltsentwicklungen spiegelt, die diese Option gerade für untere Einkommensklassen zur wirklichen Möglichkeit werden lassen. Für die meisten bleibt diese finanzielle Sorge um sich, als neue Anforderung, reine Abwehrstrategie eines Staates, der vorgibt nicht mehr zu können. Es ist das ausgehöhlte Bild einer Verantwortung, die Entscheidungen einfordert, ohne die

⁹ Friedrich Nietzsche – Zur Genealogie der Moral, Kritische Studienausgabe Bd. 5, 1887 (1999), S. 373f.

¹⁰ Vgl. Reinhard Sprenger – Das Prinzip Selbstverantwortung. Wege zur Motivation, Frankfurt am Main / New York 1995 (1999).

Möglichkeiten zur Entscheidung ernsthaft zu geben. Der Grund für diese Konstruktion ist das alte ethische Moment, das im Begriff verborgen liegt. Mit dem Zuschieben von ‚Verantwortung‘ wird eben auch die moralische Frage der ‚Schuld‘ übergeben. Elend wird damit zum persönlichen Vorsorgeversäumnis.

Die schwache, solidarisch getragene Verantwortung

Warum soll man unter solchen Vorzeichen keinen Versuch unternehmen, sich dieser Art von Verantwortung zu entziehen? Es lässt sich nicht leugnen, dass die Idee der Selbstverantwortung aktivierende Momente inkludiert und gemäß Sartre den Ruf in eine eigene Gestaltung der Existenz beinhaltet. Diese Momente der Verantwortung werden aber nur dann zu einer Anforderung, der viele gerecht werden können, wenn ein anderer Umgang mit der Folgenzuschreibung gefunden wird. Es geht hier um die Idee eines solidarischen Umgangs mit dem Scheitern. Da verantwortliches Handeln gemäß Arendt immer nur ein Setzen von Anfängen meinen kann, das Resultate immer nur in der Interaktion mit anderen erzielt, kann am Ende auch nur ein gemeinsamer Umgang mit der daraus resultierenden Welt stehen. Verantwortung ist dann weder Bewunderung noch Verurteilung der großen Akteure, sondern ist eine beständige Einladung zur Partizipation an gesetzten Anfängen. Nur in dieser Eingebundenheit kann das Konzept eine Einladung an Viele sein, eine Überwindung der Zumutungsposition, die durch das einseitige Einklagen von Verantwortung beim Einzelnen entstanden ist.

Monaden

Im Flaum der Vergangenheit unter Energiesparlampen:

Der Verwalter eines Magazin des Glücks träumt in der von Kollaps bedrohten Bank grüblerisch von Wirtschaftswundern. Aus einem Wiener Kaffeehaus fliegt von geringschätzigen Blicken verfolgt der letzte Morphinist in hohen Bogen auf die lasterfreie Straße hinaus. Innendrin machen es sich die neuen Stammgäste bequem und rupfen das rote Plüschpolster rasend aus den Sesseln und legen eine harte PVC-Schicht zwecks Konzentrationsmaximierung darauf. Auf den Morphinisten prasseln Billardkugeln und aus den Fensterritzen dringen die zynischen Gesprächsfetzen der neuen Menschen, die die Zeiten des Kaffeetrinkens als Amateur verabschieden. Kaffeehäuser brauchen auch keinen Zauber, die müssen nicht für Herumsitzer die Agora wie für die alten Griechen sein. Um die neuen Stammgäste, die Professionals, zwischen die vorüberziehenden Jahrzehnte, pedantisch überorganisiert rümpfen sie ihre Nasen, einer Meinung, dass alles früher schlampig, nicht zu gebrauchen und unbequem war. Eine welke Glühbirne wird mit purer Lust in den Beton getreten. Mit strengen Chefblicken beäugt man die anderen, hinter eisigen Licht schlängelt sich ein Nikotinfähnchen und versenkt sich in ein kokettes Rumfläschchen was sich noch unbeobachtet in der tugendhaften Neu-Gesundheitskaschemme wöhnt. Wie lange noch?

Ausgemustert und Heuschrecken:

Eine der mittelmäßig fleißigen Gänse sucht Orientierung über einer renovierungsbedürftigen Kirchengipfel und hätte sich beinahe darauf aufgespießt, wäre ihr nicht ein kleiner Hubschrauber mit einem

unterhaltungssüchtigen Ehepaar-Ensemble aus Dubai entgegen geflogen und hätte sie mittels Windstoß in eine andere Richtung gedrängt. Die Gans war aus dem polyphonen Ballett der Wertschöpfungsunantastbarkeiten geflogen. Sie hielt die Eifersuchtsexzesse und virtuoson Kreischattacken der durch ‚bella figura‘ sich einbringenden Konkurrenten nicht mehr aus, ferner widersetzte sie sich dem allgemeinen Trend nach Verschlanung mit provozierender Trägheit.

Sie flattert unaufgeregt, soeben kann sie noch ein Sandwich mit Pesto-Balsamico-Aufstrich dem städtischen Wolf im Schafspelz entreißen. In dem türkiskühlen Park hat er sich gerade gemütlich eingerichtet, der Rasen sorgfältig war gestutzt, ein open space easy living-room. Er flätzt sich in die Parkbank, schaute augenzwinkernd sieglerlächelnd den Mond an und mit der exakt gebotenen Prise Playboy und der dazu gehörigen Borniertheit umreißt er scharf die Gans, die sich nähert. Direkt auf seinen Speiseplan: „Zeit für dinner, du dumme Gans, her mit dir baby. Mach dich bei mir lang.“. Sein Nachsinnen über Zubereitungsarten und wie mit der Verspeisung der Gans vorzugehen ist werden gestört. Nebelschwaden wabbern aus dem Parkespenlaub, eine Dreierkonstellation an Schnapsdrosseln und wild erregten Turteltauben bereit zur Amour fou laufen an ihm vorbei, die Gans schwebt fast glamourös wie einst Rita Hayworth mit ihrer seidigen Haarwelle um ihn, beschwört Glück, das in allen Dingen liege und sie mit Glücksformeln arbeite. Dann versenkt sie in ihrem ewig langen Hals noch Karotten und Selleriewürfeln, die sich der städtische Wolf im Schafspelz als Gemüseteller zusätzlich bereit machte.

Die Gans hat noch weitere Termine, sie muss hier auch nicht wie ein abgehalfterter Fernseh-Comedian diesen schlaffen Kerl zum Lachen bringen, soweit geht es mit der Glücksformel nicht. Sie fliegt eilend davon. Hinter ihr liegt nun ein stumpfer, hinkender Wolf, bleichgesichtig, dessen Zähne keine Fühlbarkeitssignale senden, sein Zerlegen geschwächt, eine Depression zieht herauf. Der Wolf zeichnet mit seinem gesunden Bein konzentrische Kreise in den Sand und sinniert noch dieser dummen Gans hinterher, die gar nicht so dämlich war, sondern nur ein bisschen zurückhaltend und brav aussah. Hier saß er anscheinend in einem Paradies für Betrüger, die hatte erst mal ein Vertrauensverhältnis mit ihrer Schnuckeligkeit aufgebaut. Der Wolf war drauf reingefallen. Hatte sich ein Luftschloss gebaut, dass sie gleich seinen Hunger tilgte und sein Abendmahl wäre. Aber da hatte er nicht mit dem frechen Biest gerechnet.

Die dumme Gans stopfte sich seine Delikatessen rein, redete ihn mundtot mit Glücksteppichen und -formeln, tyrannisierte ihn mit Zusammenhaltsmustern und er solle sich auch eine Gruppe suchen. Sicher gäbe es ja auch Netzwerke für ihn. Was hatte er denn in einem Netzwerk zu suchen. Er war der städtische Wolf im Schafspelz! Neben ihm gab es nichts mehr. Jedenfalls nicht hier! Die dumme Gans war während ihrer Wortsalven über den Grast Teppich stolziert als ginge sie zur Oscar-Verleihung. Der Magen des Wolfes hämmert wie das Pendel an einer gusseisernen Glocke. Fehlt nur noch dass da ein Irrer wie „Flatz“ dranhängt.

Upgrade Behaviour, blueprint:

Den Flug der doch nicht ganz abgetakelten Ente hatte Dr. Feist noch erlebt. Während er verloren an seiner Gitarre zupfte, er fühlte einen Bankrott der Töne aufziehen, die Übergänge zwischen den tempi klappten überhaupt nicht, keine verstiegenen Rhythmusideen die das herkömmliche Stück aufmöbelten und mit seiner virtuoson Fingergymnastik unverwechselbar machten. Aber so wie es sich jetzt anhörte war es strapaziös, wie wenn ihm eine geistes-geschlechtskranke Paris Hilton die Augäpfel mit ihren High Heels rausdrehen wollte. Dr. Feist gehört zu den Menschen die ihr Leben mit Bedeutung aufladen wollen. Nein, da genügte es nicht nur Arzt, Physiker im Atomreaktor oder Beobachter eines Gletschers mit rarer Vollzeitstelle zu sein. Man legte sich zusätzlich noch zwanzig Harleys, fünfzig britische Teesorten und Elchfiguren zu, aus Ton, Eisen, Titan mit Tonstudio um die Elche in all ihren Stimmlagen zu verstehen, nur um sagen zu können man sei so ganz nebenbei Experte und schöpfte das Elchthema so aus, als handle es sich um den Untergang der Kultur friedfertiger Maya.

Die Zuhörer seines Konzerts würden möglichst fix zur Büfettversorgung schreiten und die nimmermehr unterbrechen, dabei sich mit baccantischen Gesängen, parfumflirrender Luft für das innovative und wachstumsfördernde Fremdgehen im neuen Jahrzehnt flottmachen und das giggelnde Lachen der Damen würde Dr. Feist als ein von Saul Bellow zurechtgeschriebener Großstadtvereinsamter sitzen lassen. Wäre Dr. Feist nur Dr. Feist geblieben und hätte nicht vorgehabt sich mit diesem Zupfinstrument in die Seele seiner Mitmenschen einzufühlen, hätte er mit seinem frauenbewegten, dynamischem Leben sich in seiner Kanzlei entspannt zurücklehnen dürfen. Dr. Feist schlug die Beine übereinander, seufzte schmerzverzerrt, da durch die unansehnliche Haltung mit Instrument die Beine bis an den Zehenknochen schmerzten. Die Füße steckten in fliederfarbenen Stöckelschuhen. Das Original dieser Schuhe trug ein ehemaliger Renaissance-Kurienkardinal. Im Casa Rocca Piccola in Valletta auf Malta waren sie ihm ins Auge gestochen. Später ließ er sie von einem exquisiten Schuhmacher in der Bond-Street in London nacharbeiten. Der war mal froh über so ein lukratives Geschäft. Er saß auf dem Riff eines erodierten Wirtschaftsparadieses und hielt eng umschlungen seine immer knapper werdenden Ressourcen für das Schuhhandwerk, eben die Häute, den begehrten Faden, die Schuhpolitur.

Dr. Feist übt verbissen die Songs des furiosen Gitarrero Django Reinhardt, dessen verschmitztes Lächeln ihm auf die Schulter fällt. Django steht auf dem Waschtisch als Elfenbeinbüste und an einer Schmalzlocke baumelt noch immer der Zahnseidefaden, den Dr. Feist heute verärgert in den Raum warf, da er auf der Verpackung einen lachenden Zahn sah, der boshaft rübergrinste und anscheinend das Zahnseidegeschäft zum Glühen bringen lassen wollte.

„Immer zur Euphorie bereit. Nimm den Zahnseide-Kick und du erwartest den Las Vegas-Gewinner-Trick!“.

Draußen bewegt sich grazil die Nacht. Als Dr. Feist weiter in sein noch ausbaufähiges Gitarrenspiel versinkt, tauchen rousseausche Traumbilder vor ihm auf, fluoreszierende Pflanzen die sich um seinen nackten Leib schlingen. Nur mit Stöckelschuhen und einem nachtblauen Cape bekleidet, umzingelt von Waldnymphen und Undinen die er mit seinem Gezupfe anlockt. Aus seiner Tapete wuchert eine pastellduftende Dschungelwelt, als hätten Disney und Bambi Regie geführt. Aus einem Riesenblütenkelch räkelt sich eine Mandantin seiner Kanzlei sanft und gehorsam, devot bis ins mit lockige Haar. Er

lauscht seinen groben Tönen hinterher. Hier ist kein „Birth of the Cool“ nahe, eher hört es sich an, als wären die Saiten verklebt und dazwischen schlägt ein Brikett auf die Hand und die h-Saite machte sich erfreut bereit zum Höllensturz. Das Melodiespiel beherrscht er überhaupt nicht. Die Gitarrenstunden über eine Internet-Musikschule übte er viel zu zügig und oberflächlich. Er hatte dabei immer nur auf die Brüste der langbeinigen Gitarrenlehrerin gestarrt, die immer auf einem sportlichen Wallach in die Stunde einritt. So wie es aussieht wird er seinen musikalischen Fußabdruck nur auf der lädierten Geschichtsgewebeseite abgeben. Aber die Seite ist schon lange gelöscht, er hat nicht mal das Zeug zum Antihelden. Ein Leistungs-Prominenter würde er mit dem Gedudel nicht werden, auf dem freien Markt der Berühmtheiten hatte er nichts zu suchen.

Schon vorher musste er sich Fragen durch seinen Psychoanalytiker gefallen lassen. Warum will ich unbedingt mäßig talentiert Konzerte eines Gitarren Gottes nachspielen? Haben Sie die Adoleszenz gegen die midlife-crisis eingetauscht? Gehörte er zu den Menschen die eine schwere Zeit durchmachen, da die Projektionen und Illusionen verschwinden und alles bisherige nur ein Provisorium war. Hatte er aus Überdrüssigkeit vor seiner gut ausgebuchten Kanzlei noch die Hoffnung, dass mit der Gitarre vor Publikum das ‚eigentliche Leben‘ ja jetzt erst beginnt? Der Analytiker hätte ihn warnen müssen, der rieb sich ja nur die Hände bei jeder weiteren Depression, die ins Behandlungszimmer reinjaulte. Der Trend ging sowieso zu den Peergroups, dort würden neue kritische Erfahrungen auf ihn warten. Dr. Feist klopft in die Saiten, so sieht es aus, als hole er eher beim Aufschlag zum Matchball aus. Mit seiner Instrumentierung soll der Duft frischgewaschener Frauenhaare in der Luft liegen, wünscht er sich. Ihm schwant kleinlaut, nicht durch oktavierte Läufe wie sein Vorbild bekannt zu werden eher durch Schweißspuren seiner Verbissenheit.

Den allgemeinen Trend aus Friseurräumen, Fischverwertungsstellen, Waschsalons abends ein geheimes Loft der Kulturzwischentöne zu konstruieren will er mit seiner Kanzlei ein ebensolches Glanzlicht setzen und mit Pre-opening sich selbst auf die Bühne stellen. Mit seinem Namen „Rosy-Roy“ meint er sich clever verpackt zu haben und dadurch das Begehren der Zuhörer zu reizen, sodass er bald zum Markennamen wird. Würde sich da jemand querstellen, könnte er gleich die 4. Kammer für Handels-sachen des Münchner Landgerichts konsultieren, dass nicht irgendjemand anderer noch auf die Idee käme gegen den Namen anzustreiten, da es ja sonst zu Verwechslungsgefahr käme. Am Landgericht beurteilten sie dann in seinem Sinne, dass Verpackung contra Ware keine Verwechslungsgefahr darstellten und wiesen die Klage ab. Mochte Dr. Feist mehr ein abenteuerlicher großwahn sinniger Gitarrist sein, weit entfernt vom Genussmusiker, so wäre das jetzt schon voraussehbare wimmelnde, unorganisierte Jahrzehnt von Partikeln, Fitzelchen ohne Standort und Festigkeit eine Goldgrube für seine Kanzlei. Gestritten wird noch intensiver, überflüssige Zugeständnisse können nur vor dem Gericht erwirkt werden. Es wäre dann seine Aufgabe als Drahtzieher des Zeitgeistes mehr noch auf undurchdringliche Wirrnis in der man untergehen kann, hinzuarbeiten.

Während seiner ungehaltenen Überlegungen sieht ihm die Gans neugierig zu, wie er sich gedanklich weiterverspult einen Gegenpunkt auf alle dahergelaufenen Kulturmischformen oder die üblichen Kultur- und Berieselungsstätten, die alle wie shopping malls einander wie Andy Warhols Serigraphien gleichen, setzen will. Die Gans zuckt fahlgesichtig zusammen, als er noch mal das Drücken an einer

Seite versucht, doch dann hat er genug. Sein extra neuangeschafftes luxuriöses Musikinstrument feuert er als geschaffener Zombie durch die Fensterfassade und sie prallt auf die lichtdurchfluteten Flaniererebenen der unter ihm liegenden gepflegten Parklandschaft auf. Dort macht sich gleich ein Streuner dran zu schaffen, der verschmutzt aus einer silbrig nervösen asphaltierten Zone heranwankt und sich in die duftenden Blumenrabatten hineinlegt und realisiert, dass gerade das Glück in diesem fantastischen Musikkörper in seinen Händen kulminiert und endlich wieder mit den Mitteln seines geradezu aufbrausenden, kurz verschütteten Talents, die vor zwei Jahren versprochene Django Reinhard-Kompilation im Jazz-Luxussektor einspielen wird. Dem Streuner waren nur die üblichen Unterhaltungsgeschichten mit Frauen, Hotelzimmerzerlegen in die Quere gekommen, weshalb er seine Musik vergaß.

Möchtegern-Täuschung:

Dem städtischen Wolf im Schafspelz rät sein Verhaltensberater seinen antagonistischen Charakter durch die Realimagination eines guten Werkes zu kompensieren. Würde sonst sein Verhalten gleich mit Gier, Massensuggestion assoziiert, wäre seine Umgebung ob des Wechsels beeindruckt, und sein neuer verkaufsfördernder Charakter würde zum ästhetischen Ereignis hochgefeiert werden. Wäre das Verhalten neu disponiert, eine Neuordnung die sich späterhin voraussichtlich zur anthropologischen Grundtatsache erhebt, könnte das Interesse noch mehr an ihm steigen. Er müsse nur aufpassen, keine Instabilitäten in seinem neu formierten Erscheinungsbild aufkeimen zu lassen, die daraufhin folgende heimsuchende Tendenz der Enttäuschung könnte seine neue Identifikationsepisode destabilisieren.

Der städtische Wolf im Schafspelz nippt genüsslich an dem von Unbekannten überbrachten Champagner ohne Jahrgangsschild. Eine Einzigartigkeit. Es ist der Champagner „Grand Siècle“ von Laurent-Perrier. Er ist kein Jahrhundert- sondern ein Jahrtausend-Wein, da sind alle Zeitalter aller Sonnenkönige der Welt vereinigt. Der städtische Wolf im Schafspelz wagt kaum zu Atmen so beeindruckt ist er von seiner schillernden Zukunft. Für diesen Champagner sind die vollmundigsten Trauben aus den besten Lagen reserviert. Er müsse sich zur Ware stilisieren, ebenso wie dieses vor ihm perlende, ausgelassene aromatische Getränk. Er soll als neue Marke ein Gebrauchswertversprechen abgeben und den Modus des Scheins hochhalten. Er werde nun zum Zeichen, jeder kauft die Informationen des städtischen Wolfs im Schafspelz, kaufen um zu zeigen, dass man sie sich leisten kann. Die Beraterstimme wird nun leiser, hoheitsvoller, es schwebt eine Aura von Grandiosität in der Luft, der Werbe-Raum erscheint nun wie der Spiegelsaal in Versailles, liebevoll spielt der Berater mit seinen inspirationsgebenden Widerständlern gegen die herrschenden Verhältnisse. Figürchen am Schlüsselbund, so Nelson Mandela und Václav Havel und Popstar Che. Mit dem Wolf im Schafspelz soll Vertrauen hergestellt werden. Alles von ihm gereichte soll konsumiert und natürlich teuer bezahlt werden. Man müsse eine Assoziation zwischen dem Kunden und ihm, der Ware, herstellen, Hauptsache es wird gekauft. Der städtische Wolf im Schafspelz dürfe nicht den Fehler begehen und in Längen denken, nein, niemals, die satten, lahmen 90er-Jahre mit ein bisschen Grunge- und Wohlfühlrebellionsattitüde wären vorbei. Sogar einem wie Wim Wenders, der ja immer noch mit Langmut und Ausdauer die heiligen

Botschaften der Nähe, des Miteinanders verkündet, ist der Stoff ausgegangen. Er solle die phlegmatische Gesellschaftsschar nutzen, die sich nur verführen und alles aufschwätzen lasse, da sie ja nicht mehr aktiv werden will. Der städtische Wolf im Schafspelz soll flüchtig verführen und während dieses Vorgangs dynamisiert er weitere Verfügungsherde. Und ja, der städtische Wolf im Schafspelz brauche hier nicht seine männlichen Register ziehen. Der Berater zerrt aus iTunes eine hypernervöse Elektroband, deren Sänger so hektisch singt, als müsse er auf einer heißen Ofenplatte mit nackten Füßen Mazurka tanzen. Er solle ein ‚soft hero‘ werden, nichts mehr, was auf einen Macho deutet, durchlässiger und weicher soll er sein, sich dabei aber immer selbst mystifizieren. Die Leute sollen auf ihn reinfallen. Mehr nicht. Er soll kein Held werden, das könnte er ja gar nicht, diesen ganzen cluster von Wünschen, Fantasien und Vorbildern erfüllen. Er solle sein Raubtiergebiss und sein Paradiesgärtchen, Lug- und Trugmännchen was er trägt, pflegen. Außerdem solle er auf allen Plattformen wie Myspace, Twitter etc. vertreten sein. Dort würden Gesänge und Heldengeschichten über ihn stehen und die Erinnerung an ihn evoziere ständig bei seinen Käufern das Drängen noch mehr sich in ihn hineinzukonsumieren.

Diktatur der Gleichgültigkeit:

In dem putzigen Ländchen mit Gourmet-chocolatiers, einem Rolex-Imperium, einem flottierenden Geldumlauf der sich wie Racletteströme rund um die Seen- und Berglandschaften ausbreitet, knickt ein Minarett-Türmchen ein. Die vorwitzige Gans will wieder eine Flugrast einnehmen. Sie ist ja auf der Durchreise. Neugierig blickt sie nach unten. Frustration und viele mit sich sprechenden Ichs und viele edle Tüten die von Menschen getragen werden wohin man blickt. Die Moschee eingerahmt von unzähligen Kaffeebars. Ein schlägernder Fußballspieler schwingt eine Hasstirade gegen die Monogamie. Dann weiht er den hochmodernen Kaffeespezialitäten-Vollautomaten ein. Ein Modell der Spitzenklasse mit höhenverstellbarem Cappuccinoauslauf bis 153 mm. Ein Land das die elegantesten Kaffeemaschinen der Welt besitzt, mit kosmopolitischen Gästen sich amüsiert und zum wahllosen Konsum einlädt. Es lädt ein zum Freiheitenkonsum und gegen die Pflichten zahlt man sich frei. Jeder will hier in der gepflegten gemalten hinreißenden Naturlandschaft Kosmopolit sein und ein bisschen mit Facebook rüber nach USA, Kanada und ins Burgund schießen. Aber nach Moldawien ist es zu weit. Die angebliche dumme Gans zurrt an ihrem Gefieder, streift die Wellen aus, mit messerscharfen Kanten die in einem bestimmten Winkel geschliffen und tailliert sind, legt sie sich jetzt in die Kurven und erreicht die maximale Beschleunigung. Gleich ist sie an der Schnapsbar, dort entkorkt sie einen Wodka, trinkt die Flasche ex, stülpt sich hoch hinauf in den Himmel, der heute mal wieder klar macht, dass er der Oligarch des Blau ist. Die dumme Gans kotzt sich ausgelassen kichernd über den kostbar frisierten Menschen und ihren Luxus-Tüten und den Notebooks aus. Irres Geschrei. Wahnsinn. Menschen zücken ihre Vielfliegermeilenkarten und verabscheuen das schmutzige, sich dem Obszönen hingebende Land.

Atomic-Bedürfnis und Innerkapitalistisches in Zukunft:

Die kleine dumme Gans trollt sich. Sie freut sich schon auf das nächste Ländchen was sie mit ‚Willkommen in dem nächsten Jahrzehnt‘ begrüßen wird. Davor zieht sie aber noch ihr Kostüm aus. Irgendwann melden die Internet-Agenturen, dass Pamela Anderson als historisches Ereignis in das St.-Johannes-Stift in Zizers eingeladen wurde. In dem alten Gemäuer wird man mit ihr den Wert emotionaler Bindung diskutieren. Der städtische Wolf im Schafspelz nimmt Platz auf einer Nuklearbombe, die er ersteigerte und während Schall und Rauch aufsteigen, hört man noch das Gitarrengeuschel eines wirren Debütanten im Konzertsaal.

Kommunikationsversuche I



Alcatraz (US), 2007
 Großhesselohe (DE), 2009
 Lajita (ES), 2009
 München (DE), 2009
 Rothenburg ob der Tauber (DE), 2008



Wie Peter Petersen in Potsdam von der Polizei penetriert wurde

Eine Fabel ohne Tiere, Kinder und sonstige Minderheiten

Er schaute auf seine Armbanduhr und dann gleich noch mal, weil er beim ersten Mal vergessen hatte, die Zeit abzulesen. Jetzt musste er noch viertel vor fünf ins Standard-24-Stunden System konvertieren, sich den Wert merken und mit dem Busfahrplan zusammenbringen. Der nächste kommt um sechzehnhundereinfünfzig. Vier Minuten, dachte er, scheiße, zu kurz für eine Zigarette, zu lang um sich allein mit der Umgebung auseinanderzusetzen. Ärgerlich, der Tag fing schlecht an. Obwohl er sich anstrebte, an nichts zu denken, kam es ihm plötzlich, dass von 45 nach 51 ja sechs Minuten sind. Zwei oder drei Minuten sind zwischen der alten und der verbesserten Rechnung aber schon vergangen. Es blieb ihm nichts anderes übrig, als sich nochmals zu ärgern. Diesmal natürlich etwas mehr. Seine Bewertung des Tagesbeginns lautete: ‚Der Tag fängt heute aber besonders schlecht an‘. Er musste sich beherrschen, diesen Satz nicht laut auszusprechen und war sich nicht ganz sicher, ob er die Lippen bewegte als er den Satz dachte und er hatte Angst, dass ihn einer von den Freaks, die mit ihm an der Haltestelle standen, für seinesgleichen hielt und ihn vollquatschte und Diskos zu empfehlen begann und mal auf ein Bier und ihm sein Handy oder sein Messer oder Ekzem zeigen wollte.

Der Bus kam. Ein Vorteil das späten Aufstehens, dachte er mit der Synchronstimme von Magnum, ist die relative Kürze des Tages. Der zweite Halbsatz passte nicht mehr zur Synchronstimme. Das amüsierte ihn so sehr, dass er drei Stationen zu spät ausstieg. Es war viertel nach fünf. Das Bürgeramt machte erst um halb sieben zu. Er musste weder Uhrzeiten umrechnen noch sich beeilen. Es war kalt und suppig bewölkt, aber das würde sich auch nicht ändern, wenn er schneller ging und er freute sich über diesen zweiten glücksspendenden Gedanken des Tages. Er hatte Personalausweis und Reisepass dabei und kam sich wie ‚kann gut gliedern, kann gut organisieren‘ vor. Als er an der Reihe war ärgerte er sich nicht mal besonders, dass ihm das notwendige Foto fehlte. "Komm ich halt morgen wieder, kein Problem", ermunterte er den Sachbearbeiter, der aber kein großes Interesse an Kommunikation auf emotionaler Ebene zeigte. Nachdem er beschwingt und erfreut über einen erfrischenden Spaziergang das Amt verließ, wurde er von an der nächsten Straße platzierten Bullen nach seinem Ausweis gefragt. Übermütig präsentierte er ihnen sowohl Perso als auch Reisepass und fügte lakonisch hinzu, dass sie sich einen aussuchen könnten. Das gefiel den Schutzmännern gar nicht. Selbstverständlich fickten sie ihn auf der Stelle kräftig durch. Die Dokumente wurden ihm anschließend wieder ausgehändigt.

Es begann zu regnen - Eisregen. ‚schEisregen‘, dachte er, was seine Stimmung leider nicht verbesserte. Kurz vor einem Tunnel kam sein Bus ins Schleudern und krachte gegen einen Betonpfeiler. Kein Fahrgast wurde verletzt. Nur Peter - der überlebte es nicht mal.

Daniela Henker

Tagebuch aus dem Pflegeheim für frustrierte Intellektuelle,

Teil VIII

Was bisher geschah

Das letzte Quartal des vergangenen Jahres stand ganz im Zeichen neuer Aktivitäten im Wohnheim. Lektoratspflichten und Schichten im Museum der Intellektualität hatten sich in den Alltag eingelassen und waren nur noch selten Anlass für Turbulenzen. Gerangel gab es lediglich bei der Verteilung der vermeintlichen Plätze an der Sonne, sprich der Beiträge für den Reader, die der Verlag, für den regelmäßig lektoriert wird, den Bewohnern als Mitleidshapperl zukommen lässt. Die Koordination durch Prof. Dr. Alexander Brixen war nicht immer ganz glücklich und veranlasste die Wohnheimleitung zu gelegentlichem Eingreifen. So finden sich denn auch Texte zweifelhafter Qualität in einem Reader, der zwar fertig zusammengestellt, aber noch nicht veröffentlicht ist.

Ingrid nutzte die vergangenen Monate, um Selbstbewusstsein zu tanken. Ihr Ein-Frau-Bandprojekt hat eine kleine Internetgemeinde um sich geschart und so versuchte sie sich an der Einrichtung eines echten bildungsbürgerlichen Salons für das Wohnheim. Übernommen durch eine Verwaltung, die immer versucht, die Stimmung zu heben, endet das Jahr etwas lau.

Für Peter herrscht Krise. Er hat immer wieder Schwierigkeiten mit seinen Lektoraten und gilt damit nicht unbedingt als erwünschter Leistungsträger. Der ehemals selbstbewusste Felix Rubin wurde mit seinen Beiträgen für den Reader von seinem alten Universitätslehrer Brixen geschasst. Er versucht nun auf eigene Faust außerhalb der Wohnheimstrukturen zu veröffentlichen.

2. Januar

Ich habe mich weitgehend von Sylvester erholt. Die Feier im Wohnheim war wie zu erwarten von Teilnahmslosigkeit geprägt. Nach Dr. Brezners Fehlversuch die Stimmung durch die Übernahme von Ingrids bürgerlichen Salon zu heben, hat man uns weitgehend uns selbst überlassen. Kein Sektempfang, keine Neujahrsansprache. Eigentlich eine gute Nachricht. Das abgelaufene Jahr war geprägt von Übergriffen einer Verwaltung, der bewusst ist, dass die Bewohner über keine Machtmittel verfügen. Das kooperative Geschwafel von Brezner, das unsere Emotionalität und Intelligenz beleidigt, ist einzig und allein der Tatsache geschuldet, dass der große Verwalter einen autoritären Führungsstil nicht mit seinem Selbstbild vereinbaren kann. Er fühlt sich als Manager einer Einrichtung, in der er mit gegebenen Mitteln das Beste für Alle will. Die Rahmenbedingungen werden dabei als gegeben gesetzt, sie sind nicht Brezners Problem, weder moralisch, noch operativ. Für uns sind seine Auftritte eine Zumutung – er macht nur seinen Job. Dabei ist sein Habitus unser Lebensrahmen. An sich um so schöner an Sylvester alleine zu sein. Leider hat sich gezeigt, dass die reichlich enervierte Bewohnerschaft so kurzfristig keine Selbstorganisationsressourcen mehr mobilisieren konnte. Soll heißen: immer nur ‚weiß nicht‘ auf die Frage ‚Was machst Du an Sylvester?‘. Ich bin dann letztlich wie die meisten um neun in den Gemeinschaftsraum meines Flügels gegangen. Stumpfes Fernsehen bis halb zwölf, müdes Anstoßen mit einem alten Prosecco, den Johann organisiert hatte. Die Fenster des Gemeinschaftsraums sind verbaut, man kann kein Feuerwerk sehen. Um halb zwei stellte mich Johann schon

leicht angedudelt auf dem Gang. Sein Vorschlag: Flucht aus Alcatraz, ein kurzer Ausflug in eine Kneipe im Viertel, die für ihr gemischtes Publikum und eine Sylvester After-Hour bekannt ist. Woher er solche Informationen über das Leben unserer Mitbürger draußen hat, ist mir immer wieder ein Rätsel. Ich bekomme kaum noch die offiziellen Nachrichten mit, geschweige denn, dass ich einen Überblick über die Gewohnheiten der Menschen habe, die um uns herum wohnen. Johanns Vorschlag versetzte mich nicht nur aus diesem Grund in Panik. Die Erfahrungen mit Christians Fest von vier Monaten, als ich mich unter einem Sammelsurium ‚realer‘ Menschen gnadenlos blamiert hatte, steckten mir noch in den Knochen. Ich war trotzdem zu betrunken um mich nicht von Johanns Euphorie überrollen zu lassen. Er



schaffte es, mich aus dem Wohnheim zu bugsieren und durch die kalte Nacht, voll mit fröhlichen Menschen, Richtung Kneipe zu schleifen. Für mich war klar: es war nicht mehr meine Verantwortung. Johann hatte das eingefädelt. So konnte ich den sozialen Druck für mich reduzieren. Sollte ich auffällig werden, konnte ich immer noch auf meinen Freund verweisen. So gestärkt erreichten wir das Etablissement. Wir landeten schon vor der Tür in einem Pulk unangenehm fröhlicher Menschen. Vereinzelte Umarmungen

gen ‚frohes Neues!‘ – ‚frohes Neues!‘ Das war leicht! Der hohe Grad an Ritualisierung, der den Bräuchen zum Jahreswechsel innewohnt und der allgemeine Alkoholkonsum legt machbare Interaktionsformen nahe. Hauptsache ‚gutes Neues!‘ eben. Der Laden war voll. Feuchte, schlechte Luft schlug uns entgegen. Wir kämpften uns zur Bar durch, bestellten zwei Bier von Johanns Taschengeld, dazwischen immer wieder ‚Frohes Neues!‘ Ich beruhigte mich langsam. Wie schienen gar nicht aufzufallen. Zwei etwas abgerissene Typen inmitten einer Sylvesterfeier, die mit sich selbst beschäftigt war. Wir konnten, zurückgezogen in eine Ecke, unbehelligt Bier trinken und das Treiben beobachten. Warum waren wir hier? War das hier das reale Leben? Für alle Anderen wohl schon. Aber für uns? Und wenn nicht, warum sich das Ganze ansehen? Immer dem Risiko ausgesetzt, enttarnt zu werden, weil man nicht in der Lage ist, angemessen zu reagieren. An diesem Abend schien das aber kein Problem zu sein. ‚Gutes Neues!‘ war offensichtlich ausreichend. Gegen drei Uhr – und damit drei Bier später – wurde ich euphorisch. Ich hatte mich noch nicht blamiert! Johann auch nicht, dabei war er schon reichlich betrunken und lallte schon leicht. Panik beschlich mich. Ich hatte die Vision, dass Johann nach einem weiteren Bier die Kontenance verlieren würde, dass sein Kommunikationsbedürfnis, das mir im Wohnheim schon oft dienlich war, uns verraten und die Duldung in der feiernden Menge zerstören würde. Ich schürzte Müdigkeit vor, drängte zum Aufbruch, den ich schließlich nach einem kurzen Disput alleine antreten musste. ‚Gutes Neues!‘ – ‚gutes Neues!‘ vor dem Eingang. Dann in Richtung Heim. Ich verfranste mich auf dem Rückweg, obwohl wir nur eine Viertelstunde gegangen

waren. Man achtet weniger auf die Route, wenn jemand anders die Kontrolle übernimmt. Gegen fünf Uhr hatte ich das Wohnheim wiedergefunden. Auf der Treppe in der Halle fand ich Johann. Seinem Gebrabbel war zu entnehmen, dass er um vier aus der Kneipe geflogen war, weil er doch ausreichend Leuten auf die Nerven gegangen war. Schuld waren natürlich wie immer die Anderen.

5. Januar

Der Schnee liegt schwer vor dem Wohnheim und trägt sich als träger Schlick in die Gänge der Trakte. Ich bin mit meinem Lektorat fast fertig und liege gut in der Zeit. Auch der Alkohol der Abschlussfeiern, die noch immer sporadisch bei der Fertigstellung von Projekten gegeben werden, kann das nicht mehr verhindern.

8. Januar

Ich habe mein Skript abgegeben. Der sperrige Titel „Informationsbeschaffung im Web 2.0. Über die Verschiebung von Glaubwürdigkeitsstrukturen von Institutionen bei jungen Nutzern der neuen Medien“ stört mich schon lange nicht mehr. Ich habe keine Lust eine Abschlussfeier zu veranstalten. Mir sitzt Sylvester noch in den Knochen, ich will nichts hören von den unglaublichen Lektorats- und Readererfolgen meiner Mitbewohner, die sich – genau wie meine – nur in der imaginierten Welt des Wohnheims abspielen.

10. Januar

Dr. Brixen rennt täglich zur Poststelle. Der lächerliche Reader, den er offiziell verantwortet, ist fertig und die Autorenexemplare angeblich unterwegs. Für Brixen ist das ein wichtiger Moment. Die Übergabe der Bücher an die Autoren gibt ihm ein kleines Stück der Autorität und der Rituale seiner ehemaligen Position zurück. Es ist die Macht, vermeintlich eine Veröffentlichung ermöglicht zu haben, also einer Währung für Selbstbewusstsein, die den meisten Bewohnern des Heims als Wohl und Wehe ihres ehemaligen Berufswegs nur zu vertraut ist.

12. Januar

ich habe heute ein widerliches Mittagessen hinter mich gebracht. Felix Rubin platzierte sich unaufgefordert an unserem Tisch und bekundete ziemlich schnell und ungefragt, dass er diese Woche eine Zusage für sein offensichtlich hervorragendes Manuskript bekommen hätte. Er hätte ja schon immer gewusst, dass sein Schaffen über das subventionierte Geschreibe des Wohnheims hinausreichen würde, da könne auch das unqualifizierte Lamentieren eines Herrn Brixen nichts daran ändern. Mit war dann schlecht, ich bin schnell gegangen.

15. Januar

Auf dem Weg zum Mittagessen begegne ich einem Dr. Brixen, der stolz ein Wägelchen inklusive Paket vor sich herschiebt. Unaufgefordert tönt er mir schon von weitem entgegen: „Die Belegexemplare! Jetzt ist es soweit! Das werden wir ordentlich begießen. Ich melde mich wegen der Einladung!“. Schon

allein die Lieferzeit zwischen Abgabe und Druck zeigt, wie interessant die ganze Sache für den Verlag ist. Sie haben das Ding wahrscheinlich 1:1 unlektoriert in Druck gegeben. 50 Exemplare für den Verkauf, dieselbe Menge fürs Wohnheim. Es ist erbärmlich.

17. Januar

Ein Abend mit Johann im Gemeinschaftsraum hat sich in Sachen aktuelle Kamera gelohnt. Er erzählt, dass Rubins Zusage für sein Manuskript bei weitem nicht so glanzvoll ist, wie dessen eigene Angaben vermuten lassen. Es handelt sich wohl um einen kleinen Verlag, der sich auf Auftragsarbeiten und Dissertationen spezialisiert hat. Das übliche Geschäftsmodell. Es werden druckfertige Pdfs gegen Geld produziert, Standardtitelblatt und Eingruppierung in eine virtuelle wissenschaftliche Reihe. Johann hat diese Informationen von Max, der von Felix gebeten worden war die druckfertige Vorlage zu erzeugen.

20. Januar

Gestern war Veröffentlichungsumtrunk für den ersten wissenschaftlichen Reader mit Autoren aus dem Wohnheim im Gemeinschaftsraum. Für Brixen der Moment, um huldvoll Erfolg simulieren zu können. Ein kleines Rednerpult drohte mit einer länglichen Ansprache, die Insignien des Erfolgs – soll heißen die Belegexemplare – lagen auf einem kleinen Tischchen daneben. Trotz der Durchsichtigkeit des ganzen Projekts war die Stimmung neugieriger als bei einer normalen Lektoratsabschlussfeier. Brixen genoss die gespannte Atmosphäre sichtlich – und ich missgönnte ihm diese Aufmerksamkeit zutiefst. Ich vergriff mich am Bier, das in ungewöhnlicher Menge und Qualität zur Verfügung gestellt worden war. Es kam dann weniger schlimm als erwartet und ich musste gar nichts für das milde Ende tun. Peter, selbst geschasst und geplagt von durchaus realistischen Existenzängsten, pöbelte aus der Position desjenigen, der nichts mehr zu verlieren hat, in die Rede und war unverschämt und persönlich genug, um Brixen ernsthaft aus dem Konzept zu bringen. Sie schrien sich gegenseitig an. Nach dem Motto ‚von einem Verlierer wie Ihnen lasse ich mir gar nichts sagen!‘ gegen ‚Ihr kleingeistiger Terror als Einäugiger unter Blinden interessiert mich überhaupt nicht!‘. Bier auf den Belegexemplaren, Rangelei um den Schaden in Grenzen zu halten. Amüsiert-ungläubiges Staunen bei den Einen, nackte Panik um den Schaden an ihren wertvollen Veröffentlichungsbelegen bei den Anderen. Ein Tumult, den die Pfleger schlichten mussten. Peter war schließlich derjenige, den das Personal mehr oder minder höflich um ein Verlassen der ohnehin ruinierten Veranstaltung bat. Mir schien es ein bisschen wie der Versuch, seinen Rausschmiss zu beschleunigen, um es endlich hinter sich zu haben.

22. Januar

Anschlag am schwarzen Brett. Dr. Brezner bittet höflich, uns morgen nach dem Mittagessen noch ein bisschen Zeit zu nehmen, er hätte ein Ankündigung zu machen, die neue Perspektiven für das Wohnheim und für uns persönlich aufwerfen würde. Als ob unsere Terminpläne so voll wären! Trotzdem klingt der Text dieses unscheinbaren Zettels bedrohlich. Neue Perspektiven waren traditionell immer schlechte Perspektiven, die niemanden außer Brezner selbst zu Verbesserungen verholfen haben.

24. Januar

Ich bin vollkommen paralysiert. Brezner ist es gelungen, uns mit seiner in huldvoller Begeisterung vorgetragenen Ankündigung in eine Situation paranoider Verzweiflung zu stürzen. Kurz gesagt: er droht uns mit Wiedereingliederung in eine Gesellschaft, die den Meisten von uns schon lange fremd geworden ist. In der Langform klang das dann in etwa so: Das Wohnheim hätte nach langen Kämpfen mit den Trägern nun das Budget für eine neue Stelle bekommen. Es ginge dabei um die Möglichkeit, die Bewohner wieder an ein normales Leben in der Gesellschaft heranzuführen. Eine ausgebildete Sozialpädagogin, Frau Werinher, würde in den nächsten Tagen ein Büro im Keller beziehen. Ihre Aufgabe läge vor allen Dingen darin, uns auf einen Lebensvollzug außerhalb des Wohnheims vorzubereiten. In Einzelgesprächen und Gruppensitzungen würde unsere diesbezügliche Eignung geprüft und gefördert. Ziel sei, die Selbstständigsten unter uns in betreute Wohngemeinschaften umzusiedeln – eine Basis auf der wir eine zunehmend gesellschaftsnahe Lebenspraxis erlernen könnten. Dieser Weg sei an sich freiwillig, dennoch müsse man sich auf ein bis zwei Pflichtgespräche mit Frau Werinher einstellen, um ihr die Möglichkeit zu geben, sich einen Überblick über die Soziogenese der Bewohner zu verschaffen.

Für mich und die meisten Anderen stellt das – soweit ich das in kurzen Gesprächen feststellen konnte – eine Katastrophe dar, eine Androhung der Entlassung in eine Welt, die für uns eher bedrohliches Schauspiel ist, und weniger ein Feld, das nach eigener Teilnahme schreit. Für mich stellt diese Perspektive eine gedankliche Reaktivierung meiner Niederlagen und meines Scheiterns dar. Ich grübele den ganzen Tag über Situationen nach, in denen ich – nach bestem Wissen und Gewissen – versucht hatte alles richtig zu machen und auf peinlich berührte Ablehnung gestoßen bin. Vorträge mit flüchtendem Publikum, Veröffentlichungen ohne gefundene Verlage, Absagen auf dutzende von Stellenbewerbungen, Stehempfänge, in denen sich Menschen abgewandt haben, um schleunigst ihren nächsten Sekt aufzutreiben und diesen an einem anderen Stehtisch zu trinken, stabilisiert durch wie selbstverständlich gemeisterten Smalltalk. Amouröse Anwandlungen, die in Ablehnung, Kälte und Unverständnis fast verschämt wieder beendet wurden, kurz an Alles, was mir das Gefühl gegeben hatte, hier nicht richtig zu sein. So sehr mir die Jahre hier im Wohnheim als eine Zeit der großen Gefangenschaft vorkamen, so sehr bin ich wie viele andere hier in einer Weise interniert, die uns an einem tiefen Fall hindern. Die Gegner sind klar, die Bedrohungen für unsere Integrität stabil. Ich kann mir unmöglich vorstellen, alleine auf mich und mein Bild von mir gestellt, dieser Welt wieder entgegen zu treten. Ich muss Frau Werinher mit plausiblen Verhaltensoriginalitäten entgengetreten!

26. Januar

Peter hat gestern zum Verzweiflungstrinken geladen. Auch wenn viele von uns solch aggressive Ankündigungen zum perspektivlosen Saufen nur schwer aushalten, hat die Solidarität für die Aktion gegen Brixen viele in den Gemeinschaftsraum getrieben. Der Einlader hatte ein Disziplinargespräch mit Guggenhaus, dem Stellvertreter der Leitung, hinter sich. Der hat ihn zum Neukauf der beschädigten Belegexemplare auf Abzug aus seinem Taschengeld verdonnert. Sein weiterer Aufenthalt im

Wohnheim wurde von einem erfolgreichen Lektorat abhängig gemacht, bei dem er den ruhigen und milden Horst an die Seite gestellt bekommt. Dem ist es sichtlich unangenehm, für das Schicksal von jemand anderen verantwortlich zu sein. Er kennt schließlich die Existenzängste der Rausschmissandrohung.

31. Januar

Frau Werinher hat sich im Anschluss an das Mittagessen kurz vorgestellt und dabei kaum für Überraschungen gesorgt. Eine gute Zusammenarbeit mit uns strebt sie an. Sie will uns bei der Entwicklung bzw. Rückgewinnung unserer Autonomie unterstützen. Wir sollen sie nicht als Bedrohung auffassen, sondern als helfende Hand auf unserem Weg zurück in ein Leben, das auch für uns positive und erfüllende Perspektiven bereithält. Sie selber sei schon über zehn Jahre im Bereich der Wiedereingliederung tätig und könne auf eine erfolgreiche Zeit zurückblicken, die ihr viele gute Kontakte zu ihren ehemaligen Klienten beschert hätte. Aus dieser Perspektive heraus, sei ihre Erfahrung, dass nur ein absolut offener Umgang miteinander zu einem Erfolg für alle Beteiligten führen könne. So gesehen freue sie sich auf die Sondierungsgespräche, die die Basis unserer Zusammenarbeit bilden würden.

2. Februar

Ich habe grauenvoll geschlafen. Ein Albtraum rund um mein Scheitern in der Öffentlichkeit hat mich gequält. Ich bin auf einem Open-Air-Konzert in einem Stadion. Sommer, irgendeine Rockband, die offensichtlich genug öffentliche Aufmerksamkeit generiert hat, um eine Arena vollzubekommen. Ich bin mit ein paar Freunden da, wer, wird im Traum nicht wirklich deutlich. Ich bin zum Bier holen eingeteilt und mache das eigentlich auch ganz gut. Durchkämpfen zu den Bierständen, anstehen, herausbekommen, wie das mit den Getränkemarken und dem Rückgabesystem läuft, durchdrängeln, bestellen, bezahlen. Erst als ich wieder bei der Gruppe bin, merke ich, dass mir der Veranstalter nur Becher mit Scheiße drin verkauft hat. Alle meine Bekannten werden still, wenden sich mir zu und skandieren ‚Du bist anders! Du bist anders!‘ – immer wieder. Das restliche Publikum in der Arena merkt, was bei uns läuft und stimmen ein. Schließlich unterbricht die Band ihren Vortrag und skandiert mit. Ich will weg, komme aber nicht durch den Kreis, der sich um mich gebildet hat – ich bin gefangen in einer Architektur für Großereignisse und die Masse konzentriert sich einzig auf meine Ablehnung. Grauenvoll! Hier manifestieren sich wohl meine aktuellen Ängste rund um unsere saubere Sozialpädagogin, verbunden mit meiner grundsätzlichen Ablehnung jedweder Form von Großarchitektur, die gebaut wurde, um große Mengen an Menschen zusammenzubringen. Für mich waren Stätten dieser Art schon immer bedrohlicher Ausfluss einer Beton gewordenen Verhaltensnormierung. Die Moderne hat ein ambivalentes Verhältnis zur Masse. Der Politik stellt sie Legitimationsbasis und Bedrohungspotential zugleich dar. Mit der Größe einer Veranstaltung ändern sich die Mechanismen der sozialen Kontrolle fundamental und das spiegelt die Architektur. Es sind Gebäude, die dafür gebaut sind, großen Menschenmengen eine definierte Art von Verhalten nahe zu legen, um Ereignisse und Veranstaltungen verwaltbar und ‚sicher‘ zu machen. Da gibt's Getränke, da ist das Klo, vorne die Bühne, hier die Platzkarten, rund um alles die Security und wohlüberlegt gestellte Absperrungen, die metall-

gewordenen Verhaltenserwartungen. Bis hierher und nicht weiter. Mein Problem war schon immer, dass ich nicht genau einschätzen konnte, wo ‚hier‘ und wo ‚weiter‘ war. Es ging mir dabei eigentlich nie um Rebellion und Widerstand gegen irgendeine Art von Zumutung oder politischer Frechheit, so berechtigt ein solches Auflehnen auch gewesen wäre, sondern ich habe es einfach selten verstanden, was erwartet wurde und was nicht. Hier im Wohnheim habe ich es über die Jahre weitgehend gelernt und diese Sicherheit will ich nicht wieder aufgeben. Kommende Woche habe ich mein Erstgespräch mit unserer Spezialistin für Intellektuellenvertreibung. Ich habe Angst.

Horst redet dagegen offen über seine Erlebnisse mit unserer Sozialpädagogin. Er versucht gar nicht, sie auf irgendeine Weise so zu verschleiern, dass keiner verstehen kann, was er tut und wie er damit zurecht kommt. Er sagt, er fühle sich ein bisschen wie ein Bremer Stadtmusikant: etwas besseres als den Tod fände man überall, so auch in diesem Fall. Wohnheim, betreutes Wohnen, Sozialwohnung, putzen, lektorieren oder Eisenflechten - alles dasselbe in seinen Augen. Wenn er sich da mal nicht täuscht - zumindest was das Eisenflechten angeht.

Sigrid dagegen verweigert die Zusammenarbeit mit unserer Kellerintegratorin komplett und aggressiv. Geschult an ihrer linken Sozialisation hat sie mit Edding ein T-Shirt beschriftet. ‚Aussageverweigerung jetzt – kein Wort zu den Bullen!‘ Sie wird damit ihrem Ruf als Randalefrau des Wohnheims einmal mehr gerecht. Es scheint nur zunehmend weniger zu interessieren. Die Verwaltung ignoriert die Strategie und die Bewohner sind zu sehr mit ihrem eigenem Umgang mit den neuen Fragestellungen befasst, um auf Sigrid einzugehen.

10. Februar

Ich fühle mich ein bisschen besser. Heute hatte ich mein Einführungsgespräch mit der neuen Integrationsmitarbeiterin im Keller unseres Wohnheims. Ich habe das vielleicht unberechtigte Gefühl, dass ich die Konzepte dieser Frau ganz gut in die von mir gewünschte Richtung lenken kann. Nach ein paar Aufwärmfloskeln ist sie ganz konventionell meine Biographie durchgegangen und hat sich natürlich ausführlich den Brüchen und Abbrüchen gewidmet. Meine Strategie: es waren immer die Anderen schuld, vorgetäuschte Beschimpfungsarien und möglichst viele Abschweifungen. Gelegentlich Fragen falsch verstehen und irgendetwas erzählen. Sie reagierte geduldig und schrieb fleißig für den Sozialbericht. Sie hat zwar nicht erkennen lassen, welche Schlüsse sie aus meiner Vorstellung gezogen hat, aber die Tatsache, dass mein nächster Termin erst im April liegt, macht mir Hoffnungen.

Tatsächlich bin ich fast froh, dass mein nächstes Lektorat bevorsteht. Ich beschäftige mich mit erneuert mit einer empirischen Arbeit: über den Zusammenhang von Jahreszeit und Fahrverhalten im Auto. Im Original heißt das dann so: ‚Rasen im Frühling. Über den Zusammenhang von Beschleunigungsverhalten im motorisierten Individualverkehr und Jahreszeit‘. Hauptthese: die Leute geben mehr Gas, wenn es Frühling wird, insbesondere das hochtourige Anfahren im Sinne von Imponiergehabe erfährt eine Häufung in den Monaten März bis Mai. Belegt wird das Ganze mit einer unglaublichen Menge Messreihen auf ländlichen Ausfallstraßen. Weitgehend langweilig und unproblematisch, also gut für eine mögliche Stabilisierung meiner psychischen Lage.

Johann ist, anders als die meisten Bewohner, amüsiert über den Zuwachs bei den Betreuungsfunktionen. Er kündigt an, die Rolle der neuen Sozialpädagogin zu einer intensiven Lebensbeichte zu nutzen. Alleine die ausreichend umfassende Schilderung seiner Perspektivlosigkeit und deren philosophische, soziologische und ökonomische Grundlegung wird seiner Aussage nach wohl gut 10 bis 20 Sitzungen beanspruchen.

15. Februar

Ich bin beim Mittagessen versehentlich am Tisch von Christiane gelandet. Ihr geht es nicht gut, und die esoterischen Verstrickungen, in die sie sich geistig komplett versenkt hat, machen die Kommunikation unangenehm anstrengend. Trotz ihrer Verblendung ist sie sich durchaus bewusst, dass ihre Veröffentlichung im Wohnheimreader vor allem auf der Genehmigung einer Leitung beruht, die auf diese Weise das Wohnheim befrieden will. Sie geht deshalb praktischerweise davon aus, dass alle hier intellektuelle Heloten und Arschlöcher sind. Ich gehe baldmöglichst. Diese Haltung ist kein neues Resultat vom Leben hier und erzeugt nur noch dumpfe Langeweile.

20. Februar

Gestern hatte Erwin sein Orientierungsgespräch mit Frau Werinher. Unsere Sorgen waren wohl insgesamt unberechtigt. Mit dürren Worten berichtete er von einem Gespräch, das zwar apathisch im Antritt war, aber nach ihrem Versuch aktivierende Gesprächstechniken einzusetzen recht bunt geworden sein muss. Zumindest wenn man der von Erwin wiederholten Wortwahl Glauben schenken darf, musste sich unsere neue Integrationsbeauftragte einiges anhören. Das Gespräch endete wohl in durchgängigen Beschimpfungstiraden, ich kann mich noch an Begriffe wie ‚neoliberale Potentialaktivierungsschlampe‘, ‚Spalterin‘ und ‚Reichsarbeitsdienstangestellte‘ erinnern.

23. Februar

Erwin hat sich eine Abmahnung von Dr. Brezner persönlich eingefangen. Er – das heißt Brezner – könne nicht im geringsten Verstehen, wie man so abweisend auf die helfende Hand reagieren könne, die uns doch nur auf dem Weg zurück in die Gesellschaft begleiten soll. Es ginge doch schließlich um eine Tätigkeit, die unserer Anbindung an das allgemeine Soziale zu Gute komme, und ihm reiche schon langsam dieser Defätismus und die Schwarzmalerei.

10. März

Ich habe Christian, meinen einzigen Freund aus der realen Welt, zufällig auf dem Gang auf dem Weg zu meiner nachmittäglichen Museumsschicht getroffen. Ihm war dieses Zusammentreffen sichtlich unangenehm, ich war eigentlich ganz aufgeräumt und brauchte eine Weile, um festzustellen, dass er nicht auf dem Weg zu mir war. Andere Freunde hat er nach eigenem Bekunden im Wohnheim nicht. Wäre ich nicht so gut drauf gewesen, hätte ich mich nie getraut so lange nachzubohren, bis er zugab, dass er einer Einladung unserer neuen Sozialpädagogin gefolgt war, die wohl sogenannte Reflexionsgespräche mit dem Umfeld der Bewohner abhält, um ein besseres Bild ihrer Klienten zu erhalten. Ich

war vollkommen entsetzt und verlor die Contenance. Mein Drängen, das Gespräch Wort für Wort zu rekonstruieren, folgte Christian nur zögerlich. Es kam fast zum Streit, erst recht als ich nach und nach herausbekommen konnte, dass er mein Potential für ein eigenständiges Leben nach besten Wissen und Gewissen sehr positiv beschieden hatte, nicht wissend, dass es mir ja vor allem ums Hier bleiben geht. Das Resultat waren Schimpfkanonaden gegenüber meinem einzigen wohlmeinenden Freund außerhalb des Wohnheims. Ich schwänzte meine Schicht, um mich ausgiebig dem Trinken zu widmen. Eine grauenvolle Wahl, angetrunken und schlecht schlafend oszillierte mein Wahn zwischen der Perspektive der Zwangsausbürgerung und der Scham rund um einen ungerechten Ausbruch gegenüber einem Freund, dessen Beziehung zu mir durch mein Verhalten wohl auf eine harte Probe gestellt worden war. Frau Dipl. Sozialpäd. (FH) Karin Werinher wird für mich wieder zunehmend zur Repräsentanz einer sozialpolitischen Bedrohung, die uns eigentlich in den letzten Jahren nur in einer kalkulierbar-tristen Form gegenübertrat. Alle Zumutungen wurden uns von der Verwaltung vermittelt. Ein personifizierter Gegner, dem man mit zunehmend eingespielten Verhaltensmustern entgegentreten konnte, wohl wissend, dass die Elendsverwaltung im Wohnheim nur mit einem durchschnittlichen Niveau persönlicher Verachtung einherging. Irgendwie sind wir Schiffsbrüchige, bei denen der Kapitän auf derselben Drecksinsel sitzt, auch wenn er weiß, wo der Flughafen nach Teneriffa ist. Für uns war diese Insel auch immer Puffer gegen die fiese Erlebniswelt der Sozialverwaltung, einer Welt der Demütigungen und konkreten Machtausübung. Norbert Elias hat über die Jahre immer wieder ganz mutig behauptet, dass die zunehmende funktionelle Verflechtung dazu führt, dass Affektkontrolle und die Verflachung von Machtgefällen ein Merkmal der Moderne sei. Für ihn löst sich Machtausübung zunehmend von Gewaltausbrüchen und eben den Affekten des Einzelnen. Eine schauriger Euphemismus für das Erlebnis ‚Sozialverwaltung‘. Es geht nicht mehr um Sozialamtsangestellte an sich. Sie können und sollen keine Träger persönlicher Autorität sein, weil sie als Personen aus dem Prozess genommen sind, der Verwaltungsrichtlinien exekutiert. Sie sind die depersonifizierten Überbringer der bürokratisch-legalen Herrschaft und ihrer schlechten Nachrichten. Der Sachzwang ist persönliche Entlastung von Vertreten der staatlichen Gewalt. Er oder sie kann halt nichts machen. Trotzdem bleibt niemand anderes für den Hass.

12. März

Ich konnte mein Schwänzen des Museumsdienstes mit einer Krankmeldung im Nachhinein ausbügeln. Der Wohnheimarzt Huber war gut aufgelegt und folgte meiner Diagnose Magenverstimmung bereitwillig. Mehr als zwei Tage krankschreiben wollte ich ja denn auch nicht.

20. März

Ich gehe im Moment vollkommen in Museumsdienst und Lektorat auf, kann mich kaum aufraffen mein Zimmer zu verlassen. Mein Wahn kreist um die Fragen ‚Was tun mit Frau Werinher?‘ und ‚Was tun mit Christian?‘ Im ersten Fall bin ich konzeptlos, im zweiten schäme ich mich. Genaugenommen bin ich im Moment wieder an der Stelle, die viele Phasen meines Lebens geprägt haben. Entscheidungsparanoia und Scham für mein Sozialverhalten.

Manager brauchen keine leichten Aufgaben

Herr Fritz zog sich auf die Toilette zurück. Schon vor einer halben Stunde hatte sich die Notwendigkeit dafür durch ein leichtes Ziehen im Darm angekündigt. Die Kollegen wussten schon Bescheid, als er mit Stift und Handelsblatt bewaffnet Richtung Gang von dannen zog. Sitzungszeit – Zeit sich über die Sudokus herzumachen, die seit jeher halbprominent zwischen Börsenkursen und Sportnachrichten fast am Ende des Blatts platziert wurden. Sein Team hatte es schon gelernt: die Tagesform von Herrn Fritz wurde nicht unwesentlich von seinen Erfolgen während der jetzt folgenden Sitzung geprägt. So gesehen, waren sie die wichtigsten des jeweiligen Tages. 81 einstellige Zahlen – schrullig im Sitzen über eine Matrix gebeugt, die Elemente nach wohldefinierten Regeln verteilen. Das gute Gefühl, den Rästelsteller in seine Schranken verwiesen zu haben, während die Verdauung ihren nicht immer einfachen Job erledigt. Herr Fritz wusste, dass er gut war – ein großer Analytiker (auch wenn das in der Firmenhierarchie nicht ausreichend Anerkennung fand). Schließlich gelang ihm während einer Sitzung mindestens das schwere Rätsel. Grundsätzlich gibt's im Handelsblatt nur schwer und mittel. Manager sind nicht für einfache Aufgaben geschaffen – eine Beleidigung für ihre Gehaltsklasse und ihre Bedeutung. Echte Rätselkönige können die schweren Sudokus der Wirtschaftszeitung zwar nicht beeindrucken, aber das sind Bewertungsdetails, die für Herrn Fritz keine Rolle spielten. Heute würde es ein guter Tag werden. Beide Kästchen waren kein Problem gewesen und bestätigten damit die intellektuellen Möglichkeiten des Herrn Fitz, die er auch heute wieder für sein Team und seine Firma einzusetzen gedenkt.

1	2	3	4	5	6	7	8	9
2	3	4	5	6	7	8	9	1
3	4	5	6	7	8	9	1	2
4	5	6	5	6	7	1		3
5	6	7			1	2	3	4
6	7	8		1				5
7	8	9	1	2	3	4	5	6
8	9	1	2	3	4	5	6	7
9	1	2	3	4	5	6	7	8

Sudoku mal einfach

Rezensionen

O.V.: Du willst es? Mach es. Erlebniskatalog 2008/2009, München 2008

Die Herausgeber bzw. Autoren beschäftigen sich in ihrer sehr farbigen und reich bebilderten Veröffentlichung mit möglichen Formen der Freizeitbeschäftigung zum Beginn des 21. Jahrhunderts. Auf einen einführenden Theorieteil oder grundsätzliche Überlegungen wird dabei weitgehend verzichtet.

Statt einführende Fragestellungen nach dem Motto ‚Was bedeutet Freizeit eigentlich?‘, ‚Gibt es Freizeit ohne Arbeit?‘ oder ‚Ist Freizeit wirklich frei?‘ zu bearbeiten, schreitet man gleich zur Entwicklung eines Kategoriensystems, das wohl für sich in Anspruch nimmt, die postmoderne Welt der Erlebnisse weitgehend abzudecken, zumindest in seinen ‚originellen‘, ‚spannenden‘ oder ‚außergewöhnlichen‘ Aspekten.

Die konkret vorgenommene Gliederung des untersuchten Phänomens lässt zumindest auf Defizite bei den Systematisierungskompetenzen der Autoren schließen. Der geneigte Leser bekommt ein wildes Sammelsurium von Tätigkeiten, Elementen und gesellschaftlichen Kategorien vorgesetzt. Konkret spielt sich Freizeit und Erleben laut ‚Du willst es? Mach es.‘ in den Sphären Fahren, Action, Fliegen, Space, Wasser, Sport, Verwöhnen, Gourmet, Phantasie und Kultur ab. Wobei ‚Space‘ aufgrund der Preisstruktur der angebotenen Erlebnisse eher ein Minderheitenprogramm sein dürfte (unter 6.500€ geht nichts, ein Flug im sog. Rocketplane XP schlägt mit 210.000€ zu buche).

Im Bereich Fahren dreht es sich im Einzelnen dann um Tätigkeiten, die man unter einem solchen Titel auch erwartet hätte und die mit Rasen (‚Formel-Erlebnisse – Faszination Rennsport‘, ‚Sportwagen – Exklusiver Fahrspaß für PS-Hungrige‘), Dreck aufwühlen (‚Hummer fahren – Der absolute Hammer‘, ‚Quad – Auf jedem Terrain Tempo machen‘) und Gewalt (‚Panzer fahren – Tonnen von Stahl in Ihrer Hand‘) in der Mehrzahl ganz gut beschrieben sind.

Der Bereich Action wird davon noch abgegrenzt und scheint damit mehr bzw. etwas anderes zu enthalten als das Rumpfahen mit motorisiertem Kram. Dabei passt zumindest Dreck aufwühlen und Gewalt auch hier ganz gut (‚Bagger fahren – Einen Koloss aus Stahl bändigen‘, ‚Pistenbully fahren – Am Steuer eines Schneeriesen‘ und ‚Paintball – Splat Attack‘, ‚S.W.A.T. Camp – Ein Spiel wird zur Realität‘). Dazu kommen aber noch diverse Aktivitäten à la ich werfe mich mit irgendeinem Gerät in die Natur, ausgestattet mit Einbettungskugeln, Seilen, Rutschkissen oder Extremschlauchbooten.

Unter Fliegen findet man so in etwa das, was man sich unter dem Thema vorstellt: vom Kampfflugzeug (‚Jet-Erlebnisse – Jenseits aller G-Kräfte‘) über Hubschrauber selber oder rundfliegen, Gleitschirmfliegen oder Ballonfahrt, ist alles dabei.

Unter dem Element Wasser sind vor allem sportähnliche Aktivitäten subsumiert, die man aus der modernen Freizeitindustrie kennt. Neu waren mir ‚Tubing – Einen heißen Reifen drehen‘, ‚Apnoe-Seminar – Halten sie die Luft an‘ und ‚Hydrospeed – River Dance‘.

Beim Thema Sport ist natürlich nix mit Freizeitfußball auf der Parkwiese, sondern es muss Golfen, Klettern, Bogenschießen, Sportschießen (ohne Amok), Biathlon, Sandboarding, Rennbobfahren, Falknern, Pokern, Snookern, Heliskien, Skispringen, Mountainbiken und last but not least eine ‚Alpenüberquerung – Auf den Spuren von Hannibal‘ sein. Nach so viel mehr oder minder absurder körperlicher Betätigung sollte man sich dann verwöhnen lassen, eine Kategorie der Freizeitgestaltung, die unter dem Begriff ‚Wellness‘ bereits zu einer etablierten Industrie geworden ist. Insofern können die Autoren hier wenig Neues in ihrer Darstellung beitragen.

Was macht man in seiner wohlgestalteten Freizeit wohl im Bereich Gourmet? Nichts, was man sich nicht mit etwas Phantasie vorstellen könnte: Wein- und Whisky-Proben, Braukurse, Kochen mit einem Starkoch, Sushi und ‚Erotic Food – Scharf wie Chili‘.

Nach dieser erwartbaren Auffüllung des Freizeitbegriffs ‚Gourmet‘ ist man um so gespannter, was die Autoren sich zum Bereich Phantasie haben einfallen lassen. Auf jeden Fall erst einmal einen unglaublichen Anheizer zum Thema: ‚Dem Alltag entfliehen. Träume realisieren. Abgefahrene Momente erleben.‘ Nun denn, was kann man denn dann konkret an Phantasieerlebnissen einkaufen? Ein erster klarer Schwerpunkt: Mampfen unter irgendwelchen Firlifanz-Umständen (Dunkel, Bergwerk, Ritter, unter Wasser, Kerzen, liegend, in der Luft aufgehängt, Krimi). Dann gibt’s das Thema Ausflug / Übernachten: Iglu, Wochenende zu zweit oder Mystery. Bleibt noch Lama- oder Kamelreiten, Photos machen, Musik einspielen und Speeddaten. Ein schöner Überblick über die domestizierte, eventgängige Phantasie der 10er-Jahre.

Den krönenden Abschluss bildet der Bereich Kultur, in dem eigentlich nur die Bunkerführungen eine Erwähnung wert sind, vor allem, wenn man sie mit dem Jodelseminar kombiniert (‚Huljodürü und Holladiraidulljöh‘).

‚Du willst es? Mach es.‘ bietet insgesamt einen detailreichen Überblick über Möglichkeiten und Grenzen moderner, veranstalteter Freizeitgestaltung. Über weite Strecken bleibt das Buch aber sehr den Details verhaftet und widmet sich wenig den gesellschaftlichen und theoretischen Rahmenbedingungen dieser Art der Betätigung. Es kann insofern nur als empirische Bestandsaufnahme gelten, die kaum über das hier und jetzt hinausweist.

Christoph Simon – ein pony in nachbars park, ein Rennpferd in meinem., Innsbruck, Edition BAES 2009

Welkenraedt war erbost: „Nicht mit mir!“. Er kam mit hochrotem Kopf in die Stipendiatenwohnung gelaufen, seine Gattin im Schlepptau. Ich hatte noch gar nicht zu der Frage ansetzen können, wie ihnen der Stadtbummel durch Bern gefallen hatte, da hob er auch schon zu zetern an: „Da fragt mich dieser Zausel, dieser Haderlump, ob ich wisse wie man ein Buch benutzt! Ob er mir eine Einführung geben könne, wie man ein Buch benutzt. Ich verdiene mein Geld mit Büchern! Bücher sind mein tägliches Brot. Ich arbeite mit Büchern! Ich schreibe Literaturkritiken. Ich schreibe eigene Texte. Ich übersetze Bücher. Als ob ich nicht wüsste, wie man ein Buch benutzt!“ Dem wutschnaubenden Fußaufstampfen Welkenraedts folgt Luft, die stoßweise durch seine Nasenlöcher geblasen wird.

Es war ein schwerer Morgen. Eine diesige, drückende Wolkendecke hatte sich über die Stadt Bern gelegt. Ein böartiger und leisetreterischer Regen fiel, ein dünner, mürrischer Strichregen, etwas, das der Meteorologe im Fernsehen einen ergiebigen Landregen nenne würde. Ich hatte meinem Besuch, trotz des Wetters, zu einem kleinen Stadtbummel durch die Berner Altstadt geraten. Einige Sehenswürdigkeiten, der Chynglyfrässer, der Zytgloggr und der Zäringerbrunnen waren fast vor der Haustür. Mit einem Berner Autor hatte ich auch einmal eine Bücherbrockenstube besucht. Eine Bücherbrockenstube ist ein Buchflohmarkt in einem der zahlreichen Geschäfte in den Kellergewölben der Altstadt. In der Schweiz gibt es die so genannte Brocken-Gesellschaft. Das ist ein wohlthätiger Verein, der für die ärmsten der Armen sammelt. In manchen dieser Bücherbrockenstuben gibt es keine Ladeninhaber, nur eine Spendebox und ein Schild, auf dem die Preise stehen. Man findet immer das

ein oder andere schöne Buch. Eine angenehme Beschäftigung bei schlechtem Wetter. Welkenraedt erläutert seinen Groll: „Wir waren in einem dieser Läden, die du so empfohlen hast. Ein Buchladen in diesen Kellern. „Buchladen für universelles Wissen“ oder wie das hieß. Und das roch schon so! Wie in diesem Stinkerbuchladen im Westend. Ich nenne ihn immer Stinkerbuchladen, weil es da penetrant nach Räucherstäbchen stinkt. In dem „Buchladen für universelles Wissen“ gab es viel esoterische Literatur, aber auch eine kleine, schöne Lyrikabteilung. Ich wollte ein Buch einsehen, da fragte mich der Verkäufer, ob er mir eine Einführung darüber geben dürfe, wie man ein Buch benutzt! Man darf ein Buch nur aus dem Regal nehmen, wenn man vorher bei dem Typ eine Einführung gemacht hat. Grässlich! Als ob ich nicht wüsste, wie man ein Buch benutzt. Was denkst der? Igitt, igitt, ein Illiterat?“ „Grässlich“, pflichtete ihm seine Gattin bei. „Habt ihr die Einführung gemacht?“, fragte ich naiv. „Natürlich nicht.“ „Mich hätte die Einführung schon interessiert“, sagte ich. „Mich auch“, gesteht Welkenraedts Gattin unvermutet.

Der Besuch war abgereist und ich hatte schon einige Wochen in Bern verbracht. Die schwere Tür an diesem „Buchladen für universelles Wissen“, war immer geschlossen, wenn ich vorbeiging. Einmal hatte ich fast Glück. Ein Schild „Komme gleich wieder“ hing an der Tür. Ich beschloss zu warten. In einer Zeitung, die ich aufschlug, um mir die Wartezeit zu verkürzen, las ich, die häufigsten Schweizer Kuhnamen seien Fiona, Bella, Diana, Tina und Nina. In einer anderen Meldung hieß es, eine Stiftung würde mit Hüpfburgen durch Badis des Kantons Bern touren. An neun Orten würden diese Blasios aufgestellt. Die Kinder dürften sich freuen. In den alten Gassen stauten sich Kraftfahrzeuge. Ein Sanitär-Blitz-Bus hatte Warnblinklicht gesetzt und versperrte einem Eilige Arzneimittel- Kleinbus und einem LKW der „rassigi buurebratwürstli und feini choubsläberli“ anpries, die Durchfahrt. Ein Auto hupte und ein anderes hupte zurück. Beide Fahrer im Wageninneren fluchten, was man aber nicht hörte. Migrantenkinder spazierten auf dem Bürgersteig. Inderkinder, die Berndeutsch redeten und dann wieder ins Hindi switchten, wenn sie mit ihrer Mutter sprachen. Berndeutsch und Hindi haben ein Sprechtempo, wie es unterschiedlicher nicht sein kann. Das Hindi schnell, blubbernd und glucksend, sprudelnd, wie der Ganges wenn er aus dem Gebirge kommt. Berndeutsch spricht man langsam und behäbig wie das Fußgängertempo eines Berners. Das Durchschnittstempo eines Fußgängers in Bern beträgt nämlich 3,79 km/h. In Bukarest beträgt es schon 4,54 km/h. Auch in Berlin geht man schneller mit 5,86 km/h. Noch schneller geht man in Madrid mit 6,01 km/h und in Kopenhagen mit 6,03 km/h. Das Geschäft für universelles Wissen war geöffnet. Ich trat ein. Der ganze Raum war voller Bücher. Büchertürme, die bis unter die Decke reichten. In einer Schale auf einem Schreibtisch in der Mitte brannte Weihrauch ab. Indianische Gesänge tönnten von CD. Hejaheja-Ha. Der Buchverkäufer in einem spülwasserfarbenen Wollpullover, der ihm bis über die Knie reichte, stand hinter dem Schreibtisch. Ein Ding von einem Mann wie eine Eiche so groß und stark, mit einem kohlrammel-schwarzen Bart um das gebräunte Gesicht herum, und mit ein paar Fäusten, die Kieselsteine zusammendrücken konnten, dass der Saft daraus lief. Mit einer Rabenfeder fächelte den Weihrauch. Die meisten Bücher konnte man den Sparten Esoterik, Tibet, Indien oder Schamanen zuordnen. Zwischen dem Stapel „Tarot“ und dem Stapel „Altägypten“ ein kleines Regal mit Lyrik. Dort fiel mir ein Bändchen von Christoph Simon aus Bern in die Hände. Vom Kultautor Christoph Simon hatte ich schon

die großartigen, im Bilgerverlag erschienenen Romane „Franz oder Warum Antilopen nebeneinander laufen“, „Luna Llana“ (ohne Dachs), und Planet Obrist (mit Dachs) verschlungen. Mit dem 62 Seiten dicken Buch „Ein Pony in Nachbars Park, ein Rennpferd in meinem“ debütiert Christoph Simon als Lyriker. Wunderbar lesen sich die „Sternstunden der Berner Geschichte. Das lyrische Ich des Christoph Simon beschreibt sich in „Lebenslauf III“ so:

drei monate bevor christoph simon säugling/ wurde fing er an zu träumen. später blieb/ träumen seine einzige freude.// in der mitte des lebens wurde es sehr/ heiss, und er wünschte sich nichts sehnlicher, / als im schatten eines baumes zu sitzen.// mit siebzig huschte zum erstenmal ein/ lächeln über sein gesicht. dieses lächeln/ war so wissend, dass seiner umgebung// ganz unwohl wurde, er starb, und seither/ hat er das gefühl, geträumt zu sein wie/ ein aufgespießter/ schmetterling im glaskasten.//

Christoph Simons Seemannslied ist so herrlich schräg, dass man sich wünscht, es möge doch mal von einer Musikgruppe aus dem Umfeld der Hamburger Schule ho-ho, einem Jacques Palminger, einem Felix Kubin, von Kamerakino oder der Wolf Biermann Explosion aus München vertont.

übertrieben früh rauchen wir lange/ pfeifen mit den hafenarbeitern von tunis./ kaum setzen wir den fuß aufs schiff belebt sich/ der magen als springten sardinen ho-ho. kaum/ setzen wir den fuß aufs schiff springten sardinen ho.// wir raufen um platz an der reling, / geben die sardinen dem meer zurück./ der kapitän fordert uns auf sein schiff ho-ho/ zu verlassen. wir weigern uns ho./ nicht schifferfahren sind wir, das nicht, aber// postautofahren ähnelt seegang./ der kapitän wird belehrt über sool matt elm, / flüeli ranft melchtal stöckalp ho-ho. leuterbrunnen/ isenfluh, lax ernen binn, lourtier mauvoisin ./ glarus netstal: die kap horns der schweiz ho.// an bord des mittelmeeers rauchen wir kurze/ pfeifen mit den fischern aus tunis/ kaum gehen wir an land belebt sich/ der magen als springten kätzchen ho-ho./ kaum gehen wir an land springen kätzchen ho.

Ein wunderbarer Lyrikband voll sanfter Ironie. Ich hatte mich fest gelesen. Der Buchmann stand nun hinter mir und fragte mich, ob ich wisse, wie man ein Buch benutze. Ob er mir eine kurze Einführung geben dürfe. Deswegen war ich ja eigentlich hier. Er gab mir die Einführung. Nach weiterem Lesen – ich konnte es nicht lassen – wollte ich „Ein Pony in Nachbars Park, ein Rennpferd in meinem.“ Unbedingt kaufen. Der sonderbare Buchmann war unauffindbar. Sollte es in diesem Kellergewölbe geheime, labyrinthische Gänge geben? Der Weihrauch brannte ab. Der Indianer auf dem Tonträger schien mit seiner Schamanentrommel alle Regengötter des ganzen Erdenrunds auf einmal anrufen zu wollen. Mir wurde unheimlich zumute. Kafkaesk, quijotesk, meyrinkesk war es hier! Nach einer guten Viertelstunde vergeblichen Suchens tauchte der Verkäufer unvermittelt hinter einem der Bücherstapel auf wie seine eigene Reinkarnation. Als ich ihm sagte, dass ich ein Buch kaufen wolle, sah er mich an, wie ein Austronesischer Seefahrer, der nach einem Seeweg in die Schweiz sucht. Ich musste dem seltsamen Buchhändler auch noch begründen, warum ich gerade dieses Buch kaufen wolle, warum kein anderes und ob ich bereit wäre dafür auch mehr zu bezahlen. Das tat ich. Nu kommt`s! Die Ein-

führung wie man ein Buch verwendet, möchte ich Ihnen werter Leser, werte Leserin, nicht vorenthalten:

Der seltsame Mann sagte, er sei ein gelernter Buchhändler, auch wenn er nicht danach aussehe. In den aufgetürmten Büchern sei eine Systematik, auch wenn es nicht danach aussehe. Wenn ich ein Buch herausnehme, sollte ich es keinesfalls wieder ins Regal stellen, sondern einfach auf den Boden legen. Wenn man es herausnimmt und dann an einen anderen Platz stellt, würde er es nicht mehr gleich finden. Er würde das Buch am Boden dann wieder einordnen. Er erzählte das, was man bei jeder Bibliothekseinführung zu hören bekommt. Nun bin ich zufrieden und der Leser ist es wahrscheinlich auch. Nur Welkenraedt und seiner Gattin habe ich nie erzählt, wie man ein Buch benutzt, Ich sagte, die Einführung sei geheim gewesen. Ich hätte schwören müssen, niemandem die Unterredung mit dem sonderbaren Buchhändler auszuplaudern ho-ho!

Thomas Glatz

Bastian Sick – Happy Aua 2. Ein Bilderbuch aus dem Irrgarten der deutschen Sprache, Köln, Kiepenheuer und Witsch 2008

Ein Dativbuch kommt selten allein

Bastian Sick ist an allem Schuld. Seit dieser frustrierte Chefredakteur mit seinen Büchern zum korrekten Gebrauch der deutschen Sprache die Republik aufmischt, hat sich einiges getan. Ein wasserglasstürmisches Medienspektakel hat er ausgelöst. Doch nicht nur das.

Schon zu meiner Schulzeit hatte ich diese oberlehrerhaften Typen satt: Oberlehrer, Studiendirektoren, Oberstudiendirektoren, Studienreferendare. Einen hatten wir in Latein und Deutsch. Er war Studiendirektor und hieß Gimmler. Der ärgerte sich vor versammelter Klasse über den falschen sächsischen Genitiv in „Rudi´s Imbiss“. Ein Gastronom namens Rudi hatte damals einen kleinen Würstlstand samt Rechtschreibfehler im Ladenschild in unserem Ort. Lehrer Gimmler hatte bereits mit Rudi, dem Inhaber gesprochen. Der hatte aber keine Anstalten gemacht, sein Ladenschild zu korrigieren. Aus Protest ist Lehrer Gimmler dann nicht auf direktem Wege zu seiner Schule gefahren. Seitdem hat Lehrer Gimmler auf seinem täglichen Schulweg einen Umweg in Kauf genommen. So kam er nicht mehr an „Rudi´s Imbiss“ vorbei, und musste sich auch nicht täglich ärgern. Auch bei „Merk´s Apfelsaft“ war er in der Sache Sächsischer Genitiv schon mehrfach vorstellig. Leider ohne Erfolg. Einmal hat er sich fast eine ganze Schulstunde lang über die Semmelfizierung und das Aussterben der deutschen Regionalausdrücke ausgelassen und angeprangert, dass man in ganz Deutschland Semmelbrösel kaufen könne. Warum sind Semmelbrösel nicht regional verschieden benannt? Schrippenbrösel? Rundstückbrösel? Weckbrösel? Brötchenbrösel? Er halte dies für sehr bedenklich. Lehrer Gimmler sagte auch immer, er liebe unsere deutsche Sprache, er liebe unsere schöne deutsche Sprache so sehr, dass er Ausdrucks- und Kommafehler fast schon körperlich empfinde. Lehrer Gimmler sagte auch, wer eine Sprache liebe, müsse sich einen Duden kaufen und „Regeln aller Art bis zur Vergasung pauken.“

Wir konnten uns damals nicht so recht erklären, was bei Lehrer Gimmler schief gelaufen war. War doch das Lehrerkollegium des Dominikus-Zimmermann-Gymnasiums ein zahnloses Haifischbecken

verkrachter Existenzen. Der Musiklehrer wäre viel lieber Orchestermusiker geworden. Ein Chemiker ließ eine Chemikalie über Nacht stehen und musste feststellen, dass am nächsten Tag sein Labor samt seinem Arbeitsplatz nicht mehr da war. Nun musste er als Chemielehrer sein Brot an unserer Schule verdienen. Die Englischlehrerin mit dem Alkoholproblem wäre viel lieber Schauspielerin geworden. Ein Klassenkamerad meinte damals, Gimmler wäre lieber Schriftsteller geworden. Wir lachten den Klassenkameraden aus. Wer liest denn Bücher über falsche Genitive?

Schriftsteller! Das war Ende der achtziger Jahre. Betroffenheitsliteratur war gerade aus und Social Beat noch nicht da. Im neuen Jahrtausend ist vieles anders geworden. Jedes Jahr bekomme ich ein Buch von einem Bastian Sick zu Weihnachten geschenkt. Immer das neueste. Das neue Buch heißt „Happy Aua 2 - Ein Bilderbuch aus dem Irrgarten der deutschen Sprache“. Bastian Sick, ein Lehrer Gimmler des 21. Jahrhunderts, erfreut sich mit seinen Rechtschreibungsshows und Grammatik-Unterhaltungsbüchern ungeheurer Popularität. Die Sick-Begeisterten im Lande fotografieren Rechtschreibfehler und schicken sie dem Herrn Sick. Irgendwie scheint das lustig zu sein und sensibel für die Deutsche Sprache zu machen. Wenn eine Studentin „Nachhilfe in Mathe und Deutsch (Gramatik)“ gibt, wenn ein Gastronom „renowirt“ scheint das lustig zu sein. Wenn Jemand Apostrophe falsch setzt wie eine Claudia in „Claudia,s Fitness-Studio“ oder ein Anderer in „Eis. Crep`e .Kaffe.“, ist dies für Sick-Anhänger ein willkommener Anlass, das Ladenschild zu fotografieren und einzusenden. Herr Sick macht dann wieder ein lustiges Buch daraus.

Nun muss ich etwas abschweifen. Der geneigte Leser mag´s verzeihen.

Wenn man länger in Indien unterwegs ist, hat man zwangsläufig ein paar Tricks drauf. Wenn man Rikshataxi fährt, versuchen einen die Taxifahrer, bevor sie einen an den eigentlichen Zielort bringen in ein oder zwei Shops zu schleifen. Hält man sich als Tourist länger als zehn Minuten dort auf, kassieren die Taxifahrer vom Ladenbesitzer Kommission. Dutzende Marble Shops und Teppichknüpfereien haben wir auf diese Weise gesehen. Man muss nur sagen, nein, man könne den Teppich oder dieses Marmordings auf keinen Fall kaufen. Mein Onkel sei im Teppichhandel oder in der marmorkunsthandwerklichen Industrie beschäftigt, er sei zu Tode beleidigt, wenn man jetzt etwas kaufe. Der Trick funktioniert fast immer. In Laxam Joola sind wir zum Spottpreis von einer Rupie zum Palast gefahren worden. Wir hatten allerdings vereinbart einen „Sign Shop“ zu besichtigen.

Wir staunten nicht schlecht, was es da alles zu Kaufen gab. Neben Ladenschildern für die hiesigen kleinen Geschäfte sah ich ein Schild „Lexica´s“, Vangoghgelb auf Knatschrot in serifenloser Schrift. „Duft`es Modestüble“, „Claudia,s Fitness-Studio“, „Eis. Crep`e .Kaffee“, „Haus-Halt`s-Service“. Alles handwerklich tiptop gemacht! Der sächsische Genitiv hanebüchen gesetzt. Beim sechsarmigen Schiwa! Die Schilder kamen kam mir irgendwie bekannt vor. „Very popular in Germany.“, sagte der Ladenbesitzer. „But why?“, fragte ich.

Nun muss der Erzähler wieder in seine Schulzeit zurückblicken. Der Inder erzählte mir eine Geschichte, die auch in unserem Grundschullehrbuch stand. Ich habe sie mir deshalb gemerkt, weil der Besen, der Urenkel des Aurbachers, der die Geschichte von den Sieben Schwaben populär gemacht hat, in meiner Klasse war. Heute ist Besen Tätowierer mit Dreadlocks bis zu den Knöcheln. Nun gut. Schnell die Grundschullesebuchgeschichte:

Ein Wirtshaus nannte sich „Zu den Sieben Schwaben“ und hatte im Wirtshausschild die Schwaben mit dem Spieß abgebildet. Allerdings waren nicht sieben sondern nur sechs Schwaben darauf zu sehen. Dies veranlasste unzählige Wanderer, den Wirt auf das Fehlen des einen Schwaben hinzuweisen, nicht ohne etwas zu verzehren. Der Wirt wusste wohl vom Fehlen des Schwaben und verdiente gut daran. Diese Geschichte bekam ich in der indischen Version mit einem Health Food Restaurant und einem sechsarmigen Shiva aufgetischt. Ich habe in den indischen Manufakturen nie etwas gekauft. Aber diesmal wurde ich schwach. Eine laminierte Speisekarte, für tschechische Gastronomie bestimmt und für die Vorlieben des Deutschen Touristen verfasst. Für eine handvoll Rupien im Outletverkauf!

Für die Feinen Schmecker

200g Kuttenger Nadel, Garnitur

150g Schlossdamhirschschnitte, Garnitur

220g Spaghetti "Kohlenart"

200g Belegtes Brett, Gemüse garnitur

70g Toast mit teuflische Mischung und Käse

180g gekokelter Hermelin Käse

150g Jungfermedallien mit Gewurze

150g Hühnermilch mit Strudel

150g teuflische Schweinemischung, Garnitur

120g Der belegte Teller, Gurke, Butter, das Gebäck

180g Schenken Täschen, reich garniert

150g Hunerteuflisches Gemisch

150g Hunerbruste mit Orange und Welschnuss

150g schweineknies, Garnitur

150g Holzplatte mit Klaue, gemischte Garnierung und Kraut

Für die grossten Falstaffen

250g Schwert von Falstaff

250g Mexikanischfeuriger Kessel

300g Bodenloserteller für Unersättliche

350g Pikant schweinefleisch unseres Chefkoches

Bastian-Sick-Leser, wenn du einmal nach Laxam Joola bei Rishikesh kommst, dann geh doch in den Sign Shop am Ghaneshplatz hinterm Main Basar mit seinen krumm gealterten kleinen Häusern. Gehe durch das wunderdunkle Riesengewölbe, das mit buntem Kram und bunten Menschen angefüllt ist. Beim Schlangenbeschwörerbedarf und Versandhandel Singh und Company, Wholesale & Retail. Gleich bei der Elefantenrüsselfontäne rechts. Dann wirst du dann sehen, was wirklich Sache ist.

Thomas Glatz

Aus dem Plattenarchiv

The Sisters of Mercy – Temple of Love (1983)

Wenn man das Kategorisieren liebt, kann man die 1980er Jahre auch als das Jahrzehnt der Kulte beschreiben. Auf den Trümmern der Punkbewegung differenzierte sich die Musikindustrie auf der Basis von Kleinlabels aus, und produzierte unterschiedlichste Stilrichtungen, die jeweils wacker auf ihre Andersartigkeit bestanden. Konsumierte man solche Musik, war das Kult und wurde wenn möglich auch mit einem Mode- und Lebensstil verbunden. The Sisters of Mercy aus Leeds können als paradigmatisch für diese Entwicklungen gelten. Ihre erste Veröffentlichung fiel mit der Gründung eines eigenen Labels zusammen und entstand auf Basis geringer musikalischer und technischer Möglichkeiten, gepaart mit dem unbedingten Willen neue Äußerungsformen zu finden. Von Anfang an bemühte man sich um ein einheitliches Design aller Veröffentlichungen. Schwarze Cover mit einfarbigen Graphiken, die die düstere Grundstimmung der Musik spiegelten. Die Schwestern der Barmherzigkeit kämpften sich durch dürr instrumentierte Song, die vor allem durch den stoisch programmierten Drumcomputer, hallige Gitarren und die dunkle Stimme von Andrew Eldritch geprägt waren. Die Maxisingle ‚Temple of Love‘ aus dem Jahr 1983 ist Höhe- und Endpunkt dieser Phase der Bandentwicklung und stellt gleichzeitig zurecht den ersten Hit dar. Die prägenden Elemente der Sisters of Mercy verdichten sich in den drei Songs zu einer neuen Form depressiver Rockmusik, die stilprägend für die kommenden Jahre werden sollte. Wer ‚no future‘ nicht als aggressive Absage an die bisherige Gesellschaftsentwicklung verstanden wissen wollte, sondern als inwendiges, persönliches Scheitern bzw. Zweifeln, hatte hier seine ästhetische Heimat gefunden. Eine Heimat, die offenbar für viele attraktiv war und sich in neuen Bandgründungen vor allem aus England äußerte. Unter dem Label ‚Gothic Rock‘ konnte diese Stilrichtung vor allem Mitte der 1980er einige Erfolge feiern. Namen wie Fields of the Nephilim, The Mission und The Rose of Avalanche stehen für diese Entwicklung. Als Initiator dieser Bewegung können Sisters of Mercy gelten, zumindest bis zur Veröffentlichung ihres ersten Albums ‚First and Last and Always‘, das bereits bei einem großen Label erschien, aber noch dem Stil der Singles verhaftet war. ‚Temple of Love‘ stellt dabei retrospektiv die größte Verdichtung dieser Phase und dieses Zweigs subkultureller Entwicklung dar. Vor dem Konsum der Neuaufnahme des Titelsongs, den Andrew Eldritch 1992 mit der israelischen Sängerin Ofra Haza mit großem Erfolg aufnahm, ist allerdings abzuraten. In der deutlich verbesserten Produktion verliert der Song einen Teil der kraftvollen Brüchigkeit, die alle frühen Singles der Band ausgezeichnet hatten.